Band 913 • DM 2,20

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Gespenst

Band 913 • DM 2,20

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Das Gespenst

John Sinclair Nr. 913

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 02.01.1996

Titelbild von Greg Hildebrandt

Sinclair Crew

Das Gespenst

Die Hände fanden blitzschnell ihr Ziel!

Mary Sinclair wurde aus dem Schlaf gerissen, sie öffnete die Augen, wollte Luft holen, was aber nicht mehr klappte, denn zwei Klauen drückten ihre Kehle zu!

Aus dem weit geöffneten Mund der Frau drang nur ein Röcheln. Das Gesicht lief rotblau an. Die Augen wurden zu starren Kugeln, als sich ein panikartiger Ausdruck ausbreitete. Der Beweis für ihre Todesangst.

Ich kriege keine Luft mehr! Ich ersticke…!

Jetzt erkannte Mary Sinclair, wer ihren Hals umklammert hielt. Sie sah das verzerrte Gesicht, bei dem Augen und Mund weit offenstanden. Aus den Mundwinkeln troff Schleim.

Es war ein Mann, der sie umzubringen versuchte. Einer, den Mary Sinclair sehr gut und seit vielen Jahren kannte.

Es war ihr Mann! Horace F. Sinclair…

Die kleine Kapelle lag etwas außerhalb von Carcassonne. Sie gehörte zu den Bauten, die einfach vergessen worden waren. Seit Jahrzehnten hatte niemand mehr Interesse an ihr gezeigt. Wind und Wetter hatten ihr schwer zugesetzt.

Stürme waren über das Dach hinweggetobt, hatten wie gierige Tiere nach Beute gesucht und inzwischen fast alle Dachpfannen heruntergerissen.

Fensterscheiben gab es schon lange nicht mehr. Der Wind pfiff durch die Löcher und verursachte in der zerstörten Kapelle ein geisterhaftes Jaulen, als wollten unheimliche Gespenster den Lebenden zeigen, daß sie noch vorhanden waren.

Im Zweiten Weltkrieg, dessen Ende mehr als fünfzig Jahre zurücklag, hatten deutsche Soldaten in der Ruine campiert. Sie waren aber nach einigen Wochen abgezogen, weil sie ein besseres Quartier in der Stadt gefunden hatten.

Wie viele Menschen bisher zwischen den Mauern übernachtet oder sich länger aufgehalten hatten, wußte niemand. Überhaupt wollten die Menschen, die die Kapelle kannten, nicht über sie reden. Sie wußten einfach zuwenig darüber, und zudem gefielen ihnen die alten Geschichten nicht, die sich um diesen Bau rankten. Angeblich war sie einmal ein Hort für Ketzer gewesen, aber den Beweis dafür konnte niemand antreten. Es blieb im dunkeln verborgen.

Historiker hätten anders darüber berichten können, doch wer interessierte sich heute noch für die fast neunhundert Jahre zurückliegende Albigenserkriege. Das war Geschichte, blutige Geschichte.

Die einzigen Bewohner, die sich bei oder in den Ruinen wohl fühlten, waren die Vögel. Spatzen, Tauben, auch Saatkrähen nisteten in den Löchern und Fugen des alten Gemäuers, weil sie hier Schutz fanden.

Die Zeit war über die kleine Kapelle hinweggestrichen und hatte sie zu einem vergessenen Ort gemacht. Selbst durch den Bau der nicht weit entfernten Autobahn war die Ruhe der Kapellenruine nicht gestört worden, und so stand sie irgendwie am Ende der Welt, obwohl sie bei klarem Wetter auch aus großer Entfernung zu sehen war.

In diesem Jahr hatte die Kapelle wieder mal einen Winter überstanden. Der Frühling war nur kurz gewesen. In dieser Zeit waren die Pflanzen in ihrer Blüte explodiert, und beinahe übergangslos war es nicht nur warm, sondern schon heiß geworden. Der Monat Mai zeigte sich wirklich von einer besonderen Seite.

Zwar war die Kapelle von den Einheimischen vergessen worden, aber es gab trotzdem Menschen, die sich hin und wieder an sie erinnerten, ihren Platz genau fixiert hatten, denn sie war als Fixpunkt auf bestimmten Karten eingezeichnet, die wiederum nur bestimmte Menschen in die Hände bekamen. Sie selbst nannten sich Berber oder

Wanderer, denen Europa gehörte. Für andere waren sie einfach nur Penner oder Arbeitsscheue, was diese Leute, die sich mehr schlecht als recht durchs Leben schlugen, nicht weiter kümmerte. Sie waren auf Wanderschaft, sie kannten andere Länder, sie zogen zu Beginn der kalten Jahreszeit von Norden nach Süden, und am Anfang des Sommers nahmen sie den umgekehrten Weg.

Sven Hansen gehörte dazu. Er war jemand, der einfach die Welt kennenlernen wollte, und er gehörte auch nicht zu den Leuten, die nur bettelten. Nein, er hatte bewußt seinen Arbeitsplatz verlassen und war zu einem Aussteiger geworden, der durch die Welt ziehen und diese auf dem Landweg kennenlernen wollte, denn als Seemann waren ihm die vielen Hafenstädte schon bekannt. Er wußte nur nicht, wie es hinter ihnen aussah, und diese Sehnsucht, die ihn schon immer an Bord seines Schiffes erwischt hatte, war einfach zu stark gewesen, und so hatte er sich den Traum nach mehr als zwanzig sparsamen Jahren auf dem Schiff endlich erfüllen können.

Sven Hansen, der Däne, liebte den Süden. Er genoß die Wärme, denn in seiner Heimatstadt Odense war es ihm, stets zu kalt gewesen. Und so hielt er sich auch in den Sommermonaten zumeist in Frankreich auf, ging hin und wieder auch nach Spanien, aber wenn ihn die große Sehnsucht überkam und er das Meer und Schiffe sehen wollte, dann blieb er in Marseille.

Das hatte er hinter sich. Er war nach Norden gezogen und etwas in Richtung Osten abgeschwenkt, denn ihn lockte die Gegend südlich von Carcassonne.

Sven Hansen war breitschultrig und blond, wie ein Wikinger, mit einem sogenannten Knautschgesicht, das auch wahrscheinlich deshalb so aussah, weil der Kopf von einem dichten Haarwuchs umgeben war. Früher hatte sich Hansen auf seinen Seesack verlassen, aber das war vorbei. Seit Beginn seiner Wanderung hatte er seine Habseligkeiten in einem Rucksack verstaut, und sein Geld trug er am Körper. Es war nicht wenig. Durch extreme Sparsamkeit hatte er sich im Laufe der Zeit ein Vermögen zusammengespart. Bei verschiedenen Banken unterhielt er Konten. Wenn sich seine Barschaft dem Ende zuneigte, holte er Geld ab, zumeist waren es die Zinsen, die ihm wieder ein Leben für die nächsten drei, vier Monate ermöglichten. Mit fünfzig wollte er sich irgendwo niederlassen. Bis dahin hatte er noch einige Jährchen Zeit und konnte sich die Welt anschauen.

Hansen gehörte zu den glücklichen Besitzern der Karte, die den Wanderern die Orte und Plätze zeigten, wo man gut die Nächte verbringen konnte. Dazu gehörte eine kleine Kapelle, die nicht weit von der Autobahn in der Nähe von Carcassonne lag.

Sven hatte einen Truckfahrer gefunden, der ihn in seinen Wagen hatte einsteigen lassen. Dieser Mann stammte aus Norddeutschland,

und beide hatten ihre Seelenverwandtschaft gespürt. Auf einem Parkplatz war Hansen ausgestiegen, hatte sich noch einmal bedankt und sich dann quer durch das Gelände geschlagen, um die kleine Kapelle aufzusuchen, denn es ging auf den Abend zu.

Der Tag war warm gewesen, aber noch nicht zu heiß. Die Gegend blühte. Verschiedene Düfte kitzelten die Nase des Mannes. Die Sonne hatte sich noch nicht ganz verabschiedet. Der westliche Himmel wirkte wie mit Blut übergossen, und erste Schatten tasteten sich allmählich vor.

Noch war es hell. Noch konnte der einsame Wanderer weit über das Land hinwegschauen. Er sah sogar die Stadt Carcassonne wie auf dem Reißbrett vor sich liegen.

Dort wollte er nicht hin. Wenn es eben möglich war, schlug er um größere Orte einen Bogen. Wenn schon irgendwo anhalten, dann in den kleineren, wo es gemütlicher und überschaubarer war.

Er liebte das Land zu dieser Zeit. Da waren die Wechsel spürbar. Die Tage warm, die Nächte noch kühl. Man konnte gut schlafen.

Während er ging und seinen Gedanken ebenfalls freien Lauf ließ, schaute er hin und wieder auf die Karte. Die Kuppe, wo er die Kapelle finden würde, war durch ein kleines Dreieck markiert.

Bisher hatte Hansen sie noch nicht zu Gesicht bekommen. Das Land breitete sich in Wellen vor ihm aus, und je weiter er nach Süden kam, um so höher stieg es an. Die Pyrenäen bildeten in der Ferne den Abschluß.

Auch dort kannte sich der Däne aus, denn mehr als einmal hatte er den mächtigen Wall von Nord nach Süd oder von Süd nach Nord überquert. In diesem Jahr wollte er darauf verzichten. Wenn er sich ein anderes Land anschaute, dann nicht Spanien, sondern Italien und damit auch die Touristenstrände an der Adria oder an der Riviera.

Hansen spielte auch mit dem Gedanken, sich mal für drei oder vier Wochen in einem Luxushotel in Monte Carlo einzuquartieren. Das Geld dazu besaß er, nur war er auf der anderen Seite wieder zu geizig es mit vollen Händen auszugeben. Da schlief er lieber unter freiem Himmel.

Auf einer flachen Kuppe blieb er stehen. Das Gesicht war dem warmen Südwind zugewandt.

Hansen legte zum Schutz vor der blendenden Sonne die Hand über die Augen und konzentrierte sich auf das, was weit vor ihm lag.

Er sah einen Fixpunkt. Es war die Kapelle.

Über seine im Bartgestrüpp kaum zu erkennenden Wangen huschte ein Lächeln. Daß die Kapelle so nah lag, damit hätte er nicht gerechnet. So würde der Tag wirklich einen für ihn sehr positiven Abschluß finden. Hansen wollte weitergehen und stutzte plötzlich, denn er hatte etwas entdeckt, das sich in der Nähe der Kapelle

aufhielt.
Was war das?
Es bewegte sich nur langsam und war sehr groß.
Sven Hansen zwinkerte. Er glaubte an eine Täuschung, und dies nicht zu unrecht. Wer den ganzen Tag unterwegs war, auch mit keinem anderen Menschen sprach, sich nur auf die Umgebung und sich selbst konzentrierte, sah hin und wieder Luftspiegelungen und entdeckte damit Dinge, die in der Realität nicht vorhanden waren.
Hier war es etwas anderes. Der Schatten blieb.
Genau konnte Hanssen ihn nicht sehen, aber stellte dieser Umriß nicht eine Gestalt dar?
Der Wanderer schüttelte den Kopf. Nein - doch? Schatten waren zwar entstanden, sie aber hielten sich dichter am Boden auf. Zwar auch in der unmittelbaren Umgebung der Kapelle, aber trotzdem stiegen sie nicht bis zur Kirchturmspitze empor.
Das war schon seltsam, und Hansen spürte etwas Kaltes über seinen Rücken rinnen. Er schüttelte sich, als wollte er irgendwelche Tropfen abwerfen. Ihm wurde kalt. Der Mann sah es als Warnung seiner Sinne an. Irgend etwas stimmte in dieser Umgebung nicht, und er war dabei, es zu beobachten. Die Kälte hockte in seinem Innern, die Gänsehaut lag auf seinen Händen.
Du bist verrückt! Schimpfte er sich selbst aus. Du bist zu lange allein gewesen, du hast dich selbst zum Narren gemacht. Er wollte wieder auf den Boden der Tatsachen zurückkehren, nickte sich dann selbst zu, weil er sich entschlossen hatte, den Tatsachen jetzt objektiver ins Auge zu schauen, und richtete den Blick abermals auf die Kapelle.
Der Schatten war verschwunden.
Hansen lächelte. Er atmete tief durch, und es ging ihm plötzlich besser. »Na bitte«, sagte er sich.
»Du bist ein alter Esel, der sich durch irgendeine Luftspiegelung aus dem Konzept bringen läßt. So etwas passiert sonst nur Menschen, die einen Haschmich haben.«
Dieser Monolog hatte ihm gutgetan. Die Kapelle war und blieb nach wie vor sein Ziel. Er würde hingehen, er würde dort die Nacht verbringen, um am nächsten Morgen weiterzuziehen. Nach Süden, nach Südosten, ihn lockte das Meer.
Dennoch lief er nicht mehr so locker und unbeeindruckt wie sonst. Der Schatten wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf, und die halb zerstörte Kapelle hatte etwas Bedrohliches für ihn bekommen, das auch weiterhin noch blieb…

***

Mary Sinclair glaubte an einen Traum, an eine schreckliche Illusion. Das konnte nicht sein, das war unmöglich. Sie bildete sich diesen

Schrecken nur ein.
Nein, es war keine Einbildung. Es stimmte.
Und der Druck der beiden Hände, die ihrem Mann Horace gehörten, war ebenfalls vorhanden.
Sie wollte reden. Ihr Mund stand offen, aber es drang kein Laut über ihre Lippen. Nur ein Geräusch, vor dem sie sich selbst erschreckte, verließ ihren Mund, gleichzeitig winkelte sie ihre Arme an und stützte sich mit beiden Ellbogen auf der weichen Unterlage der Couch ab.
Das war der Augenblick, wo Horace Sinclair seine Frau losließ. Seine Hände schnellten von ihrem Hals weg. Er selbst taumelte zurück, streifte dabei einen Stuhl, der beinahe umgekippt wäre und gegen die Tischkante prallte. Sinclair selbst hatte dicht neben der Tür an der Wand seinen Halt gefunden. Er stand dort, er starrte ins Leere, er schaute auf seine Hände, und er zitterte wie jemand, der unter starker Kälte litt.
Ein schreckliches Geräusch durchdrang die Stille im Zimmer. Es war ein furchtbares Keuchen und es floß abgehackt aus dem weit geöffneten Mund der Frau. Mary Sinclair lag noch immer auf der Couch. Sie war einfach nicht in der Lage, sie zu verlassen. Die Hände hatten sehr hart zugegriffen.
Es fiel ihr schwer, Luft zu holen, und sie hatte noch: immer das Gefühl, gewürgt zu werden. Ein Schüttelfrost rann durch ihren Körper, ihr Mund zuckte, im Kopf spürte sie einen schrecklichen Druck, als würde er bald platzen. Alles war anders geworden, und Mary Sinclair konnte noch immer nicht richtig fassen, was hier eigentlich abgelaufen war.
Sie mußte sich erst damit abfinden, daß sie von ihrem eigenen Mann gewürgt worden war. Ihr Mann hatte sie ermorden wollen.
Fahrig bewegten sich die Hände neben ihrem Körper über den Stoff der Couch. Ihr Gesicht war ebenso schweißnaß wie der Körper. Das Haar klebte und die durch das Fenster dringende Helligkeit schmerzte in ihren Augen. Beim Luftholen spürte sie das Kratzen im Hals, als würden dort irgendwelche Nägel scheuern.
Sie weinte, aber es war ein stilles Weinen, und sie spürte, wie ihr die Tränen über das Gesicht liefen.
Auf ihrer Brust lag ein Druck, als säße ein schwarzer Alp wie ein Klumpen auf ihrem Körper, und ihr Hals brannte, doch all das konnte sie verkraften. Viel schlimmer war die Tatsache, daß sie von ihrem eigenen Mann angegriffen worden war. Horace, ihr Mann, hatte sie tatsächlich ermorden wollen! Mit seinen eigenen Händen erwürgen.
Darüber kam sie nicht hinweg. Das war einfach zuviel für die alte Frau. Dabei hatte sie sich nur hingelegt, um ein kleines Schläfchen am späten Mittag oder frühen Nachmittag zu halten, und erwacht war sie so grausam.

Warum? Warum hatte Horace dies getan? Nach all den vielen und auch glücklichen Jahren, die beide miteinander verbracht hatten?

Mary Sinclair konnte keine Antwort darauf geben. Es war alles so verrückt, nicht nachvollziehbar.

Geträumt oder eingebildet hatte sie es sich auch nicht, denn die Schmerzen waren real. Mary Sinclair kam mit der Welt, in der sie lebte, nicht mehr zurecht. Sie mußte sich erst wieder neu orientieren und warten, bis die Schmerzen abgeklungen waren.

Ruhig blieb die Frau liegen. Sie schaffte es auch, ihren Atem unter Kontrolle zu bekommen. Sie holte nicht mehr so hektisch Luft, alles ging normaler, und sie war froh, daß sie noch lebte. Es hätte auch anders kommen können.

Anders kommen.

Ein Mann, der versucht hatte, seine Frau umzubringen! Nach all den Jahren des Zusammenseins.

Konnte man mit so einem Mann weiterhin zusammenleben, als sei nichts geschehen?

Mary Sinclair wußte es nicht. Sie wollte auch darüber nicht nachdenken. Für sie stand nur fest, daß gewisse Dinge nicht so waren, wie sie diese aus der Vergangenheit her kannte. Etwas hatte sich radikal verändert, es war sehr einschneidend gewesen, und sie dachte nicht einmal über die Schuldfrage so genau nach, denn Mary Sinclair wußte auch, daß es Kräfte gab, die man als Mensch nicht kontrollieren konnte. Sie waren unsichtbar, sie lauerten in anderen Welten und Dimensionen, das hatte sie durch ihren Sohn John oft genug gehört und es leider auch, ebenso wie ihr Mann, am eigenen Leib erfahren.

So wie Jetzt…

Sie schüttelte den Kopf, als sie es schaffte, sich mit mühsamen Bewegungen aufzurichten. Aus ihrem Mund drang ein leises Stöhnen, der Kopf war prall gefüllt mit Gedanken, doch sie kam einfach nicht dahinter, worüber sie nachdenken konnte. Alles wirbelte und wuselte durcheinander. Ein Hustenanfall schüttelte sie durch. Die Kehle war rauh und schmerzte beim Schlucken.

Mühsam wälzte sich Mary Sinclair von der Couch. Sie hatte ihre Pantoffeln nicht ausgezogen, die weichen Treter umschlossen ihre Füße. Auf dem Rand blieb sie hocken. Holte Luft, keuchte, röchelte und hustete. Alles kam zusammen, und dabei drehten sich die Gedanken, als wollten sie in ihrem Kopf Karussell fahren.

Die Erholung folgte nur langsam, aber die Erinnerung an das Geschehen nagte in ihr.

Der Tod war nur haarscharf an ihr vorbeigestrichen. Sie hatte seinen Hauch gespürt, die streifende Bewegung seiner knöchernen Klauen, aber er hatte noch nicht zugegriffen und seinen Diener im letzten Augenblick zurückgehalten.

Seinen Diener, ihren Mann.

Es war grauenhaft, daran nur denken zu müssen, aber sie mußte den Tatsachen ins Auge sehen.

Mary Sinclair rechnete auch nicht damit, daß mit diesem einen und ersten Angriff die Sache erledigt war. Es konnte durchaus ein Anfang sein. Viel Schlimmeres konnte noch auf sie zukommen.

Das stand sie allein nicht durch. Da mußte ihr jemand helfen. Der einzige, der Licht in diese Sache hineinbringen konnte, war ihr Sohn John. Ihn würde sie informieren.

Ein Laut, der auch von einem Tier hätte abgegeben werden können, schreckte sie auf. Es war ein leises Schluchzen, ein Stöhnen und auch Weinen zugleich. In diesem Laut steckte eine so große Verzweiflung, daß Mitleid automatisch eintreten mußte und gerade dieses verzweifelt klingende Jammern lenkte Mary Sinclair von ihrer eigenen Situation ab. Sie hob den Kopf und, schaute zur Seite.

Da sah sie ihren Mann.

Horace F. Sinclair hockte wie ein Häufchen Elend auf dem Boden. Er hatte die Knie angezogen und sich mit dem Rücken gegen die Wand gestützt. Dabei verdeckte er mit seinen Händen das Gesicht, und die jammernden Laute drangen durch die Lücken zwischen seinen Fingern.

Mary Sinclair vergaß ihre eigenen Sorgen. Sie hatte Mitleid mit Horace. Sie sah, wie entsetzlich er litt.

Horace F. Sinclair wirkte wie gebrochen. Ein Weinkrampf schüttelte seinen Körper durch, und Mary fragte sich nach den Gründen. Was konnte ihn dazu gebracht haben?

Reue? Hatte er eingesehen, welche furchtbare Tat er beinahe begangen hatte?

Sie wußte es nicht. Er würde es ihr auch kaum sagen, wenn sie hier auf der Kante hockte und wartete, deshalb wollte sie aufstehen, zu ihrem Mann hingehen und ihn fragen.

Mary Sinclair zitterte, als sie sich erhob. Wieder mußte sie schluchzen. Sie putzte sich die Nase und befahl sich selbst, ruhig zu bleiben und sich zusammenzureißen.

Dann endlich stand sie auf den eigenen Beinen, aber ein Schwindel ließ sich nicht verhindern. Sie merkte, daß sie schwankte. Sie fühlte sich wie auf einem Ruderboot im Atlantik.

Mary Sinclair taumelte auf ihren Mann zu. Schritt für Schritt legte sie zurück. Ihr war heiß und kalt zugleich. In ihren Augen lag ein seltsames Schimmern. Noch immer sahen die Pupillen aus, als wären sie von zwei Glashauben verdeckt.

Horace F. Sinclair nahm nicht zur Kenntnis, daß sich ihm seine Frau näherte. Er hatte seine Haltung nicht verändert und hockte da, als wollte er sich vergraben oder in den Boden hineinkriechen, um nie

mehr an die Oberfläche zu kommen.

Der Weg war kurz, doch er kam ihr in diesen Augenblicken mehr als lang vor. Neben Horace ging sie auf die Knie, so daß sich ihre Köpfe lauf gleicher Höhe befanden.

»Horace…«

Er rührte sich nicht.

Mary versuchte es noch einmal und sprach den Namen ihres Mannes jetzt lauter aus, aber sie erntete auch diesmal keine Reaktion. Der Mann war in sich vergraben. Sein Haar hatte er aufgewühlt, er litt unter den Erinnerungen, und das wiederum machte seiner Frau klar, daß er sie zwar hatte erwürgen wollen, es aber im Prinzip nicht gewesen war, denn es mußte ihn da eine andere Macht zu dieser scheußlichen Tat verleitet haben.

So etwas gab es; Mary wußte das. Sie kannte sich inzwischen aus. Allein durch ihren Sohn und auch durch die unheimlichen Fälle, in die sie und Horace hineingezogen worden waren.

»Bitte, Horace…«

Er schüttelte den Kopf.

Mary war für den Moment zufrieden. Diese Reaktion hatte ihr zumindest gezeigt, daß Horace in der Lage war, überhaupt etwas wahrzunehmen, und an diesem Punkt hakte sie ein.

Diesmal beließ sie es nicht beim Sprechen. Sie streckte den linken Arm aus und berührte ihn an der Schulter. Umstoßen konnte sie den Mann nicht, denn die Wand stützte ihn ab. »Horace, mein Gott, sag doch etwas! Ich bin es, ich - Mary…«

Er schluchzte.

»Sag was, Horace!«

Der Mann zitterte. Dann stöhnte er, und plötzlich bewegten sich seine Hände. Zuerst zuckten sie nur, dann rutschten sie langsam an seinem Gesicht nach unten, und Mary, die noch die Fratze zwischen den Würgehänden in Erinnerung hatte, mußte sich eingestehen, daß sich dieser Gesichtsausdruck glücklicherweise verändert hatte.

Horace F. sah jetzt anders aus.

Er wirkte apathisch. Sein Gesicht war aufgequollen und vom Weinen gerötet. Die Haut wirkte alt, verbraucht, der Mund war eingefallen, und immer wieder zuckte das Gesicht, wenn er schluchzte.

Mary Sinclair hatte die Hände ihres Mannes in die ihren gelegt. Sie war in diesem Augenblick die stärkere Person. Sie wußte, daß sie ihrem Mann helfen mußte, denn er steckte in einem Teufelskreis, in den er sich freiwillig bestimmt nicht hineinbegeben hatte.

Sie schaute in seine Augen, die so trübe und verloren wirkten. Da schwammen die Pupillen in einem seichten Tränensee, und wenn Horace seine Frau erkannte, dann bestimmt nicht klar und scharf, sondern wie hinter einer Nebelwand.

Sie lächelte ihm zu.
Er reagierte nicht.
»Horace, ich bin es. Ich, Mary, deine Frau.«
Er stöhnte. Seine Hände zitterten plötzlich. Mary fiel auf, daß sie eiskalt waren. Zunächst wollte sie ihn nicht danach fragen, wie es dazu gekommen war, daß er sie hatte ermorden wollen. Das konnte sie später alles nachholen. Wichtig war zunächst, daß sich Horace erholte.
»Mary«, sagte er.
Die Frau hätte jubeln können, als sie ihren Mann hörte. Und auch die Stimme hatte sich normal angehört. Es war ein Zeichen dafür, daß sich ihr Mann wieder auf dem Weg in die Realität befand und er seine Umgebung sicherlich bald normal wahrnehmen konnte.
»Ja, Horace, du hast recht. Ich bin es. Ich - deine Frau. Erkennst du mich?«
»Sicher.«
Sie atmete auf. »Das ist so wunderbar, Horace, so wunderbar.« Mary mußte ihren Gefühlen einfach freien Lauf lassen. Sie drückte sich vor, holte ihren Mann etwas von der Wand weg und umarmte ihn. Sie wollte ihn spüren, denn er lebte, und dieses Leben war für beide sehr, sehr wichtig, das wußte sie.
Beide Gesichter waren noch tränennaß, und beide zitterten, als würden sie frieren.
Es war für Mary so beruhigend, ihren Mann in den Armen halten zu können. Sie brauchte diesen Druck, sie mußte spüren, daß sie noch lebte. Dieses Gefühl war so drängend, daß sie ihren Mann nie mehr loslassen wollte. Horace bewegte sich. Er stöhnte dabei, und Mary spürte den leichten Druck, als er sie zurückschieben wollte.
Sie gab ihm nach, und sie sah dabei das erste Lächeln um die Lippen huschen.
»Ich denke, wir stehen auf.«
Sinclair nickte.
Mary war und blieb die Stärkere. Sie kam als erste in die Höhe und streckte ihrem Mann die Hand entgegen. »Ich helfe dir dabei, Horace.«
Er faßte mit beiden Händen zu, stemmte die Hacken gegen den Teppich und half mit, auf die Beine zu kommen. Beide standen sich dann gegenüber.
Sie schauten sich an. Jeder versuchte dabei, im Gesicht des anderen zu lesen, was dieser dachte.
Dann war es Horace, der die erste Frage stellte.
»Was habe ich getan, Mary?«
Sie schüttelte den Kopf. »Laß es jetzt gut sein, Horace, wir reden später darüber.«
Das wiederum wollte er nicht. »Sag doch, was ich getan habe, bitte!

Es muß schlimm gewesen sein.«

Sie faßte nach seiner rechten Hand. »Später, Horace. Da wird sich alles aufklären.«

»Weiß nicht«, murmelte er und faßte sich an den Kopf. »Ob du es glaubst oder nicht, aber ich hatte so etwas wie einen Blackout. Was aber auch nicht stimmt, wenn ich näher darüber nachdenke. Es war kein richtiger Blackout, es war etwas anderes, etwas Fremdes, das sich plötzlich in meinen Kopf hineinwühlte. Kannst du das verstehen?«

»Ich werde es versuchen, wenn wir später darüber sprechen. Du sollst dich jetzt erst einmal hinlegen. Alles andere wird sich von allein ergeben. Glaube es mir.«

»Meinst du?«

»Ja, Horace.«

Er nickte und drehte sich. Auf den Beinen war er noch ziemlich unsicher.

»Ich werde dich ins Schlafzimmer bringen. Dort legst du dich ins Bett und schläfst zunächst einmal. Alles andere wird sich schon ergeben.«

Sinclair runzelte die Stirn. »Nein«, sagte er leise. »Ich will aber wissen, was da passiert ist. Es muß furchtbar gewesen sein. Am schlimmsten aber ist, daß ich mich nicht mehr daran erinnern kann. Ich bin doch - meine Güte, ich bin…«

»Du bist erst mal wieder okay, Horace.«

Er schaute seine Frau an. Ziemlich lange sogar. »Okay?« fragte er nach. »Bin ich okay?«

»Ja, das bist du!«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich okay bin, Mary. Ich kann es nicht glauben.«

»Vorerst.«

»Und später?«

»Werden wir reden.«

Er nickte und murmelte geistesabwesend. »Ja, Mary, wir werden reden - reden.« Dann hob er den Kopf. »Ich habe Durst.«

»Warte, ich hole dir etwas.«

»Nein, ich gehe mit in die Küche.«

»Was möchtest du denn? Wasser oder Saft…«

»Ist mir egal.«

In der Küche stellte sich Horace F. Sinclair an das Fenster und schaute nach draußen, wo die Bäume das erste wunderschöne Grün des Jahres zeigte, Sonnenschein das Land verwöhnte und zahlreiche Blüten ihren Duft verstreuten.

Obwohl Mary Sinclair nur den Rücken ihres Mannes sah, wußte sie, daß er von der aufblühenden Natur so gut wie nichts mitbekam. Er sah, doch er sah trotzdem nichts. Er starrte hinaus, er war in seinen Gedanken tief versunken, als wollte er aus den Tiefen der Erinnerung

gewisse Einzelheiten hervorholen.
»Hier, dein Wasser.« Mary trat an ihren Mann heran, der sich mit einer langsamen Bewegung herumdrehte. Er nahm das Glas entgegen, setzte es an die Lippen, trank und schaute seine Frau über den Rand hinweg an. Dabei hatte er die Stirn gerunzelt und sah aus, als grübelte er über ein Problem. Halbleer stellte er das Glas zur Seite. Sein Atemzug war tief, er hörte sich auch befreiend an, und Horace sprach seine Frau mit einer schlichten Frage an.
»Ich habe doch etwas Schreckliches getan, nicht wahr? Es ist schlimm gewesen - oder?«
»Nein, das ist…«
»Du lügst, Mary.«
Sie schaffte es, ihrem Mann ein Lächeln zu zeigen. »Ich habe dir doch vorgeschlagen, daß wir später darüber reden. Du hast etwas hinter dir, das stimmt, aber du solltest dich damit nicht quälen. Ich weiß, daß das leichter gesagt ist, als getan, aber ich meine es ehrlich. Wir werden über dieses Problem reden, wenn du ausgeruht bist. Ist das ein Vorschlag, Horace?«
»Meinst du?«
»Ja, das ist meine ehrliche Meinung, und nichts kann mich noch davon abbringen.«
Er hob die Schultern. »Ich glaube, du hast recht. Ich muß zunächst mit mir selbst klarkommen, ob ich aber schlafen kann, das weiß ich noch nicht.«
»Zumindest wird dir die Ruhe guttun«, erklärte Mary.
»Ja, kann sein, aber ich werde auch nachdenken müssen. Es ist etwas passiert, Mary, das wir beide nicht so ohne weiteres hinnehmen dürfen. Du hast dich zwar nicht ausgesprochen, doch ich bin davon-überzeugt, daß andere Mächte oder…«
»Bitte, Horace, grüble nicht darüber nach. Es hat jetzt keinen Sinn. Heute abend vielleicht.« Sie öffnete die Tür des Schlafzimmers und führte ihren Gatten wie ein kleines Kind in den Raum.
Horace gehorchte auch. Er legte sich auf das Bett und bat darum, daß die Tür nicht geschlossen wurde.
»Mach ich, Horace.«
»Danke.«
Mary küßte ihren Mann auf die Stirn. »Ich werde ab und zu nach dir schauen.«
»Aber du bleibst im Haus, nicht wahr?«
»Sicher, ich gehe nicht fort. Ich werde nur noch etwas aufräumen. Du weißt doch, daß in deinem Arbeitszimmer noch die Gläser und Flaschen vom gestrigen Abend herumstehen. Die Freunde waren da, ihr habt ziemlich lange gefeiert.«
»Das ist wahr. Daran kann ich mich erinnern. Nur an das andere

nicht, verdammt!«

»Es wird sich alles klären, Horace.« Mit diesen Worten verließ Mary Sinclair das Zimmer.

Sie hatte in den letzten Minuten stark sein müssen, und sie war stark gewesen. Das aber hatte ihren Kräften Grenzen gesetzt, und plötzlich fühlte sich die Frau müde und elend. Ihre Beine waren schwer geworden, und sie hätte sich am liebsten auf den Boden gelegt oder in den Keller verkrochen.

Jetzt spürte sie auch wieder ihren brennenden Hals. Das Schlucken war nur unter Schmerzen möglich.

Mary Sinclair ging zurück in die große Küche, die so rustikal eingerichtet worden war. Dort ließ sie sich an dem großen Holztisch nieder und drehte den Kopf nach rechts, um durch das Fenster schauen zu können.

Draußen lockte der Spätfrühling, sie nahm ihn jedoch kaum wahr. Es ging ihr nicht gut. Die Gedanken waren schwer, und Mary Sinclair überlegte, wie sie die nächste Zeit überstehen sollte. Daß es der erste und letzte Angriff ihres Mannes sein würde, daran wollte Mary nicht glauben. Sie rechnete eher damit, daß dies erst der Anfang gewesen war, der berühmte Anfang vom Ende. Das grausame Spiel würde weitergehen, das stand für sie fest.

Was konnte sie für sich tun?

Ausziehen, ihren Mann allein lassen? Ihn mitnehmen? Oder Sergeant McDuff Bescheid geben, damit er Horace in Schutzhaft nahm?

Das wäre schlimm gewesen, war aber eine Möglichkeit, die sie nicht außer acht lassen wollte. Nur was würden die Leute und Freunde hier im Ort dazu sagen?

Horace F. Sinclair, der pensionierte Anwalt, saß hinter Gittern, weil er versucht hatte, seine Frau umzubringen. Nein, das wollte sie nicht. Das war höchstens nur eine Möglichkeit von mehreren, und sie sah es als die letzte an.

Es gab noch eine andere, eine, die näher lag, und Mary brauchte nur zum Telefon zu greifen, um eine bestimmte Nummer in London zu wählen. Sie wollte mit ihrem Sohn John reden, denn sie hatte den Eindruck, daß auch er eine indirekte Rolle in diesem Falle spielte, obwohl es nicht ihn, sondern seinen Vater erwischt hatte.

War der Name Sinclair zu einem Fluch geworden?

Mary überlegte, und sie nagte dabei auf ihrer Unterlippe. Es lag noch nicht lange zurück, da hatten John und Suko sie auf der Durchreise besucht, um sich dem Geisterturm auf dem Schlachtfeld von Culloden zu stellen. Dort war dann eine geheimnisvolle Kämpferin mit dem Namen Geraldine Sinclair erschienen, die als Verräterin angesehen wurde, und deshalb hatte der Name Sinclair damals keinen guten Klang gehabt.

Hing vielleicht alles zusammen? Hatte sich ein gewaltiges Rad in Bewegung gesetzt, das nun alles zermalmen würde und keine Rücksicht mehr auf Menschen nahm? Kam die Vergangenheit zurück?

Lag auf dem Namen Sinclair ein Fluch?

Mary wußte dies alles nicht. Zwar hatte Horace versprochen, Ahnenforschung zu betreiben, doch dazu war es bisher noch nicht gekommen. Zu viel Unwägbarkeiten standen noch im Wege.

Egal, wie es auch laufen würde. John mußte helfen. Zumindest sollte er ihr einen Rat geben, und Marys Hand griff nach dem Telefonhörer.

***

Suko kaute gedankenverloren auf seinen beiden Gummibärchen, hielt mir die Tüte hin, dann Chiefinspektor Tanner, doch beide schüttelten wir die Köpfe.

»Ihr wißt ja gar nicht, was euch entgeht, Freunde.«

»Dann kannst du ja mehr von den Bärchen essen«, sagte ich.

»Werde ich auch.«

Tanner schüttelte nur den Kopf. »Wenn man euch so zuhört, kann man sich leicht vorstellen, es mit Kindern zu tun zu haben, und nicht mit erwachsenen Menschen.«

Ich schaute Suko in die Augen. »Sind wir denn erwachsen?«

»Weiß nicht, John, manchmal schon.«

»Aber immer weniger, wie?« fragte Tanner.

»Nein, immer öfter.«

»Deshalb habt ihr die Welt auch von diesem Psycho-Hund und seinem Besitzer befreit.«

»So ist es.«

Es war wirklich ein hartes Stück Arbeit gewesen, und ich dachte noch mit Schaudern daran, welches Unglück dieser Hypno- oder Psycho-Hund über eine Anzahl von Menschen gebracht hatte. Er und sein Meister hatten aus normalen Leuten wahre Killer gemacht, die sich und andere töteten, wobei zunächst kein Motiv erkennbar gewesen war. Die Spur hatte dann zu Indra Shamrock und seinem Hund geführt. Beide traten Abend für Abend in einem alten Kino auf, wo sich die gläubigen Zuschauer von dem Hund hatten hypnotisieren lassen.

Hund und Mensch hatten dabei auf eine alte indische Magie gesetzt und sich auf die Kraft des Götzen Schiwa verlassen. Beide hatten wir ausschalten und noch einige Menschen retten können. Den anderen Opfern war leider nicht mehr zu helfen gewesen.

Im Prinzip hatten wir es Chief Inspektor Tanner zu verdanken gehabt, daß wir überhaupt auf den Fall aufmerksam geworden waren, und wir saßen nun in seinem Büro zusammen, um abschließend über gewisse Dinge noch einmal zu reden.

Tanner hatte die Akte mit den Protokollen zugeklappt und uns erklärt, daß gewisse Berichte, die noch geschrieben werden mußten, von nun an seine Sache waren.

»Dann ist ja alles klar«, sagte Suko.

»Richtig.« Tanner nickte. »Ihr könnt euch wieder den neuen Fällen widmen.«

»Welchen Fällen?« Suko tat erstaunt. »Weißt du etwas davon, John?«

»Nein.«

»Ach, ihr habt nichts zu tun?«

»So ist es.«

»Dann könnt ihr ja in Urlaub gehen.«

»Gute Idee!« freute sich Suko und fragte mich, was ich davon hielt.

»Ausgezeichnet, aber mach das mal einem gewissen Sir James Powell klar.«

»Das wird allerdings schwer werden.«

Tanner mußte lachen. »Aber ich soll in Urlaub gehen, wie ich gehört habe.«

»Ach?« wunderte ich mich. »Du sollst? Das darf doch nicht wahr sein. Wieso sollst du?«

»Meine Frau will es so.« Er zeigte uns ein zerknirschtes Gesicht. »Sie will eine größere Reise machen und mal Europa kennenlernen. Da soll ich sie begleiten.«

Ich grinste ihn an. »Hast du dich schon entschieden?«

»Nein.«

»Aber du mußt mit.«

Er nickte, dann stöhnte er. »Ja, verdammt, ich muß mit! Es gibt keine Chance.«

Ich grinste breiter. »Wann soll's denn losgehen?«

Er winkte ab, und sein Gesicht schien noch mehr zusammenzufallen. »In der nächsten Woche schon. Wir fahren nach Paris, dann nach Germany, in die Alpen, immer gucken, fotografieren und uns so benehmen wie eine Hammelherde, die über einen Acker getrieben wird. Himmel, ich könnte jubeln, ich könnte mir schon selbst in den Hintern treten.«

»Du wirst viel erleben«, sagte ich.

»Ja, sehr viel.«

»Die Alpen sind wunderbar.«

Tanner schaute mich mit einem Blick an, als wollte er mich auffressen.

Ich grinste breit. »Wenn deine Frau erst mal Blut geleckt hat, wirst du jedes Jahr reisen müssen. Europa ist erst der Beginn. Es werden die Staaten folgen und danach der Rest der Welt. Da wird alles zusammenkommen, mein Freund.«

Tanners Blick wurde mordlüstern. »Soll ich dich aus meinem Büro

hinauskatapultieren?«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, meldete sich das Telefon. Tanner hob ab, seine Stimme klang brummig, und er wollte schon sagen, daß er nicht gestört werden wollte, als er seine Stimmlage änderte. »Natürlich ist Ihr Sohn hier, Mrs. Sinclair.«

Ich hatte das Gefühl, von einer heißen Lanze durchbohrt zu werden. Mein Körper schien innerlich in Flammen zu stehen, und gleichzeitig rieselte über meinen Rücken ein kalter Schauer, so erlebte ich ein Wechselbad der Gefühle.

Mein Magen klumpte sich zusammen. Mit allem hatte ich gerechnet, nur damit nicht, und ich ahnte schon, daß etwas Schlimmes auf mich zukommen würde. Grundlos rief meine Mutter nicht an. Das konnte schweren Ärger geben.

Tanner reichte mir den Hörer. Er und Suko sahen mir an, was in mir vorging, und das nachfolgende Schweigen im Büro kam mir eisig vor.

»Hallo - Mutter«, meldete ich mich, wobei ich versuchte, meine Stimme normal klingen zu lassen.

»Was treibt dich denn ans Telefon…?« Die letzte Silbe verschluckte ich, weil ich plötzlich das Weinen meiner Mutter hörte.

»John, ich - ich…«

»Himmel, was ist denn passiert?« Wieder war die Lanze da, die sich durch meinen Körper bohrte.

»John? Vater ist - Dad ist…«

Plötzlich klopfte mein Herz wie verrückt. Ich dachte an das Schlimmste, den Tod. Aber ich traute mich nicht, es auszusprechen, und meine Mutter beruhigte mich auch bald, obwohl das, was sie mir sagte, schon schlimm genug klang.

»Dein Vater hat etwas Furchtbares getan, John.«

Ich atmete aus. »Okay, Mutter, langsam und der Reihe nach. Was kann er schon Schlimmes getan haben?«

»Er hat versucht - er hat versucht mich zu töten!«

»Bitte?« Ich hatte das Wort geflüstert und zugleich geschrieen. So genau wußte ich es nicht, und ich wunderte mich darüber, daß ich noch auf dem Stuhl sitzenblieb und nicht an die Decke sprang. »Du weißt genau, Mutter, was du da gesagt hast?«

»Ja, das weiß ich.«

»Himmel!« keuchte ich. »Das darf doch nicht wahr sein! Das ist einfach unmöglich! Das ist…« Ich war plötzlich von der Rolle, weil ich mir so etwas nicht vorstellen konnte. Nicht bei meinen Eltern.

Mir wurde schwarz vor Augen.

»John, hörst du mir zu?«

»Sicher«, flüsterte ich.

»Es ist wirklich so gewesen. Ich werde dir jetzt Einzelheiten nennen, damit du dir ein Bild von dem machen kannst. Ich selbst komme

damit nicht zurecht, aber ich habe meinen Schock inzwischen abgeschüttelt, obwohl ich fix und fertig bin.«

»Erzähle, Mutter, und laß dir Zeit.« Durch eine Handbewegung gab ich Tanner zu verstehen, den Recorder einzuschalten, so wurde das Gespräch aufgenommen.

Was mir meine Mutter in den folgenden Minuten erzählte, das haute mich fast um. Ich saß da, zitterte und war kaum in der Lage, den Hörer normal zu halten. Schweiß perlte auf meiner Stirn. Zwischen den vier Wänden des Büros war es plötzlich so warm geworden, wie in einer Sauna, aber ich unterbrach meine Mutter nicht. Sie war völlig verzweifelt, und es war ihr auch anzuhören, daß sie Schwierigkeiten mit dem Sprechen hatte.

»Was soll ich denn tun, Junge?« fragte sie. »Ich weiß mir keinen Rat mehr.«

»Ja, verstehe«, flüsterte ich. »Das ist schlimm, sehr schlimm sogar.« Ich räusperte mich. »Du kannst eigentlich nur wenig tun, denke ich. Zudem kann ich dir auch nicht sagen, was dahintersteckt. Alles ist so schlimm und anders.«

»Hast du keine Idee?«

»Nein, ich weiß einfach zuwenig darüber. Aber hast du schon mit Vater darüber gesprochen?«

»Nein, John. Das - das konnte ich nicht. Du hättest ihn mal sehen sollen. Er hat sich in einem Zustand befunden, wie ich ihn bei ihm noch nicht erlebt habe. Es ist alles verkehrt gelaufen.«

»Ja, da hast du recht.«

»Soll ich mit ihm reden?«

»Sobald er sich besser fühlt.«

»Gut«, flüsterte sie, »das mache ich. Aber was ist, wenn er mich wieder anfällt, mich wieder umbringen will?«

»Keine Ahnung, Mutter.«

»Wir müssen doch was tun. Vater war wie von Sinnen. Er war nicht mehr der Mann, den du kennst, Junge.«

»Wenn es zu schlimm wird, Mutter«, sagte ich leise, und ich merkte, wie schwer es mir fiel, die nächsten Worte auszusprechen, »dann wirst du dich an Sergeant McDuff wenden müssen, damit er Daddy für eine Weile in Schutzhaft nimmt. Einen anderen Rat weiß ich im Moment auch nicht.«

»Daran habe ich sogar schon gedacht«, gab meine Mutter leise zurück. »Auch wenn es schrecklich ist.«

»Das weiß ich.«

»Kommst du denn?« Ihre Stimme zitterte bei dieser Frage. »Ich bitte dich, John!«

»Selbstverständlich werde ich kommen. Nur schaffe ich das heute nicht mehr.«

»Dann liegt eine lange Nacht vor mir.«

»Ja, Mutter, ja, und ich denke bereits darüber nach, ob ich nicht gleich Sergeant McDuff anrufe, damit er bei euch im Haus bleibt und dich beschützt, falls es nötig sein sollte.«

»Nein, das möchte ich nicht.«

»Was hält dich davon ab?«

»Ich will noch nichts an die große Glocke hängen. Bisher bin ich allein mit den Problemen zurechtgekommen. Ich werde deinen Vater so gut wie möglich unter Kontrolle halten. Aber wenn sich etwas verändert, kann ich dich erreichen?«

»Natürlich.« Ich schaute auf die Uhr. »Die letzte Maschine erreiche ich nicht mehr, aber ich bleibe immer erreichbar. Egal zu welcher Zeit, Mutter.«

»Danke, John.« Sie weinte wieder. Dann sagte sie: »Hoffentlich geht alles gut - hoffentlich! Ich weiß einfach nicht, was dahinterstecken könnte, ich weiß es nicht.«

»Wir werden es gemeinsam herausfinden.«

»Oder glaubst du, daß dein Vater ein Mörder ist, der seine eigene Ehefrau umbringen will?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Warum hat er es dann getan? Ich habe mir den Kopf darüber zerbrochen, aber keine Lösung gefunden, und er hat es ja selbst nicht so genau mitbekommen, wie er mir selbst sagte, als ich mit ihm sprach. Damit komme ich nicht zurecht.«

»Es wird etwas anderes gewesen sein. Eine andere Macht, damit müssen wir uns abfinden…«

Als sie aufgelegt hatte, starrte ich wie verloren ins Leere.

Suko und Tanner hatten natürlich herausgehört, um was es sich handelte, aber beide sollten es genau wissen. Aus diesem Grunde hörten wir uns noch einmal das Band an, und die Gesichter der beiden Männer zeigten das Entsetzen, das sie selbst spürten. Sie konnten es ebensowenig fassen wie ich.

»Das kann doch nicht sein!« hauchte Suko.

»Du hast es gehört.«

»Aber…«

»Suko« sagte ich. »Das ist eine Tatsache. Mein Vater hat seine Frau, meine Mutter, umbringen wollen. Über die Motive weiß ich nichts, aber ich gehe davon aus, daß er nicht Herr seiner Sinne war, daß man ihn kontrolliert hat. Eine geistige Kontrolle ist es wohl.«

Tanner nickte. »Es tut mir leid«, sagte er. »Ich kenne deine Eltern zwar nicht, aber das wünsche ich keinem Menschen. Hast du einen Verdacht, wer dahinter stecken könnte?«

»Natürlich nicht.«

»Feinde gibt es genug«, sagte Suko.

»Eine alte Rache?«
»Ja, Tanner, kann sein«, murmelte ich. Dann schlug ich mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt noch mal, wir hocken hier herum, während meine Mutter mit jemandem zusammen ist, der versucht hat, sie umzubringen.« Ich schlug mir klatschend gegen die Stirn. »Das will mir einfach nicht in den Schädel.«
»Sollen wir die Nacht über durchfahren?« fragte Suko. »Wenn du mich fragst, ich fühle mich fit.«
»Das hat keinen Sinn. Wir werden die Frühmaschine nach Glasgow nehmen. Vielleicht spreche ich noch mit McDuff. Er ist vertrauenswürdig genug und wird seine Augen sicherlich offenhalten.«
»Soll er das Haus bewachen?«
»Ich tendiere dahin«, erwiderte ich nickend, »aber das werden wir vom Büro aus erledigen oder von der Wohnung aus. Zuvor möchte ich noch mit Sir James reden.«
»Einverstanden«, sagte Suko. »Vielleicht bahnt sich da eine große Sache an.«
Ich nickte nur, denn mir war nicht unbedingt nach Reden zumute. Das Telefongespräch mit meiner Mutter hatte mich wie ein Blitzstrahl getroffen. Es war mir an die Nerven gegangen und zusätzlich auf den Magen geschlagen.
Auch Tanner hatte sich erhoben. Er blieb vor mir stehen. »Wenn ich irgend etwas für dich tun kann, John, sag mir Bescheid. Ich bin Tag und Nacht erreichbar. Da muß wirklich eine Hand die andere waschen. Und«, er hob die Schultern, »wozu hat man Freunde?«
»Danke«, sagte ich. »Wenn es nötig wird, werde ich darauf zurückkommen, denke ich.«
»Okay.«
Er brachte uns noch bis zur Tür, dort verabschiedeten wir uns.
Die Stimmung war hin, kein Wunder. Als wir im Wagen saßen, übernahm Suko das Steuer. »Es ist müßig zu fragen, wie du dich fühlst - oder?«
»Das ist es.«
Er fuhr an und reihte sich in den normalen Verkehr ein. Vor uns fuhr ein Wagen, auf dessen Ladefläche Fenster standen. Ich kam mir so vor, als würde ich diesen Teil des Lebens wie durch eine Scheibe betrachten. Auf der einen Seite stand ich, auf der anderen die normalen Menschen, zu denen ich auch meine Eltern zählte. Und ich fragte mich, was dort oben in Lauder, dem kleinen Ort, wo sie wohnten, wirklich abgelaufen war.
Hatte mein Vater tatsächlich versucht, seine Frau zu erwürgen? Es wollte mir nicht in den Kopf. Es war irgendwo ein Irrsinn. Es war so verrückt, so abgefahren. So etwas paßte einfach nicht in ihre Welt hinein. Das lief vollkommen quer.

»Leichter gesagt als getan, John, aber ich an deiner Stelle würde mir nicht zu sehr den Kopf zerbrechen.«

Ich lachte leise. »Es geht um meine Eltern! Was Vater getan hat, bedroht ihre Existenz!«

»Hat er das wirklich getan?«

»Ja, aber ich weiß, wie du es meinst. Du denkst, daß er nur das ausführende Organ einer anderen Macht war.«

»So ist es.«

Ich nickte vor mich hin. »Welche Macht meinst du?«

»Das werden wir herausfinden müssen. Mehr weiß ich auch nicht zu sagen. Jedenfalls müssen wir etwas tun.«

»Danke.« Ich bekam nicht mit, wo wir herfuhren. Wenn ich aus dem Fenster schaute, dann hatte ich den Eindruck, durch eine fremde Stadt zu rollen, aber nicht durch London, wo ich zu Hause war.

Auch im Yard Building fühlte ich mich nicht mehr heimisch. Meine Gedanken drehten sich einzig und allein um meine Eltern, und ich erwachte erst aus dieser dumpfen Stimmung, als Suko und ich im Büro unseres Chefs saßen.

»Mein Gott, was haben Sie, John?«

Ich hob die Schultern. »Soll ich Ihnen sagen, daß ich heute den Hammer meines Lebens bekommen habe?«

Der Superintendent war überfordert, runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Das sagen Sie doch nur - oder?«

»Nein, es ist leider eine Tatsache.« Suko wollte mir nicht vorgreifen und überließ es mir, den Bericht abzugeben. Sir James hörte zu. Seiner Reaktion war zu entnehmen, daß es ihm ebenfalls schwerfiel, alles zu glauben.

Er enthielt sich allerdings begleitender Kommentare und ließ mich meinen Bericht beenden.

»Es ist also die Wahrheit«, sagte er.

»Ja, so berichtete es mir meine Mutter. Ich denke, daß Sie keinen Grund zur Lüge hat, Sir.«

»Das akzeptiere ich. Aber was wollen Sie tun«

»Nach Lauder fahren.«

»Akzeptiert.« Als er auf die Uhr schaute, wußte ich, was er damit andeuten wollte.

»Heute nicht mehr. Der Flieger ist schon weg. Den Zug möchte ich nicht nehmen. Ich steige morgen früh in den ersten City Jet in Richtung Schottland und bin dann weg. Ich werde vorher noch einige Male mit meinen Eltern telefonieren und Sergeant McDuff, einem vertrauenswürdigen Polizisten in Lauder, bitten, damit er nach meiner Mutter schaut.«

»Finden Sie das gut, John?«

»Warum sollte ich nicht?«

»Sie müßten ihn einweihen, und noch geht es eigentlich nur Sie und Ihre Eltern etwas an. Es ist nicht zu einem allgemeinen Problem geworden. Das ist meine Meinung. Sie können anders denken, ich wollte es Ihnen nur eben sagen.«

»Ja«, murmelte ich, »da könnten Sie recht haben. Sagen wir so: Ich werde mich eben später entscheiden, wenn ich mit meiner Mutter telefoniert habe. Sollte sich etwas verändert oder verschärft haben, kann McDuff noch immer eingreifen.«

»Und Ihren alten Herrn in Schutzhaft nehmen.«

»Auch das, Sir.«

Er schüttelte den Kopf. »Wir kennen uns ja bereits einige Jahre, John, aber allmählich habe ich den Eindruck, daß sich hinter dem Namen Sinclair nicht nur Positives verbirgt. Ich möchte mal sagen, daß auf ihm ein Schatten der Vergangenheit liegt.«

»Oder ein Fluch.«

»Möglich.«

»Das solltest du nicht so schlimm sehen, John«, mischte sich Suko ein. Ich winkte ab. »Denk an den Geisterturm in Culloden, als plötzlich eine gewisse Geraldine Sinclair erschien. Schon damals hat es um den Namen Ärger gegeben, der Sinclair-Clan war nicht sehr gelitten. Es ist wohl für mich an der Zeit, etwas Ahnenforschung zu betreiben, auch wenn ich dann enttäuscht sein werde.«

»Das hört sich an, als würdest du nur negative Dinge herausfinden.«

»Kann man es wissen?«

»Außerdem bist du durch deine Wiedergeburten ja nicht direkt betroffen«, gab er zu bedenken.

»Das wird dabei keine Rolle spielen, Suko. Ich trage schließlich den Namen Sinclair. Daran wird man mich messen, an nichts anderem. Wie dem auch sei, ich muß mich den Tatsachen stellen.«

Sir James hob seinen Blick und schaute Suko an. »Was ist mit Ihnen, Inspektor? Sind Sie auch dabei?«

»Wenn John es für nötig hält, immer.«

Ich winkte ab. »Laß mich erst mal allein nach Schottland fahren. Ich muß mir einfach einen Überblick verschaffen und kann erst dann entscheiden, was läuft. Ist Glenda noch im Büro?«

Sir James schüttelte den Kopf. »Sie hat sich vor einer knappen halben Stunde abgemeldet.«

»Natürlich. Es ist ja schon spät, Gut, dann werde ich mein Ticket gleich bestellen.«

»Tun Sie das.«

Wir standen auf. Sir James reichte mir die Hand und beugte sich dabei über den Schreibtisch hinweg. »Wieder einmal wünsche ich Ihnen viel Glück, John, aber diesmal ist es ganz persönlich gemeint.«

»Ich danke Ihnen, Sir.«

»Sie lassen von sich hören?«

»Das versteht sich.« Ich war schon an der Tür und hatte den Eindruck, auf rohen Eiern und neben mir herzugehen und wußte nicht, woran ich denken sollte, obwohl sich im Prinzip die Gedanken stets um die Worte meiner Mutter drehten.

Selbst in meinem Büro kam ich mir vor wie ein Gast. Und als ich mein Ticket bestellt hatte, war ich froh, nicht fahren zu müssen. Das übernahm mein Freund Suko.

Ich dachte über die Zukunft nach. Wenn ich ehrlich war, dann graute mir vor ihr…

***

Der graue Schatten oder der Umriß waren nicht wieder erschienen, aber Sven Hansen dachte über ihn nach, als er sich der alten Kapelle näherte. Das Auftauchen war einfach zu ungewöhnlich gewesen, und er rief sich wieder in Erinnerung, was er überhaupt gesehen hatte.

War es ein Mensch gewesen, ein Riese, ein übergroßes graues Gespenst? Oder etwas, für das es überhaupt keine Erklärung gab?

Er konnte darauf keine klare Antwort geben. Hansen war nur der Meinung, neben dem Schatten noch etwas anderes gesehen zu haben. Es hatte ausgesehen wie ein Reiter, und damit kam er ebenfalls kaum zurecht. Ein Reiter und ein Schatten, dazu die Kapelle, der Wanderer wußte nicht, was er davon halten sollte.

Schließlich entschied er sich für eine Luftspiegelung, doch es war alles möglich. Die Natur hielt stets irgendwelche Rätsel für ihn bereit, das hatte er auf seinen langen Wanderungen schon des öfteren erlebt, und er kannte auch viele alte Geschichten, die erzählt wurden.

Er hatte sie an den Orten gehört, die ihm zugesagt hatten, wo er immer länger geblieben war.

Es gab keinen Dunst, keinen. Nebel und auch keinen Staub. Die Luft war sehr klar. So konnte sich die Kapelle sehr deutlich abzeichnen. Der kleine Turm war noch vorhanden. Er wirkte so, als hätte er seine Gründe gehabt, der übrigen Zerstörung zu trotzen. Wie ein letztes Mahnmal, das an alte Zeiten erinnerte.

Das Dach war eingerissen. Auch die Balken hatten der Zerstörung Tribut zollen müssen. Sie waren aus ihrem ursprünglichen Verbund hervorgerissen worden und lagen zumeist auf dem Boden. Nur wenige von ihnen krallten sich noch in der Höhe aneinander fest.

Auch die noch stehenden oder liegenden Mauern zeigten die Spuren eines Brands. Sie sahen schwarz aus und schmierig, als wären sie mit Teer beschmiert worden. Fensteröffnungen wirkten wie kleine Höhleneingänge, und eine Tür suchte der Mann vergeblich.

Um die Kapelle herum lag nach Hansens Meinung eine bedrückende Stille. Er hatte die Stille oft erlebt, genossen oder auch abgelehnt. Hier

aber war er der Meinung, daß es sich um eine besondere Stille handelte. Eine Stille, die wohl nie enden würde.

Nur die Geräusche waren zu hören, die er selbst verursachte, als er die Kapelle umrundete. Er ging langsam, sein Blick zielte forschend in verschiedene Richtungen. Hansen suchte nach irgendwelchen Spuren. Deshalb schaute er auch zu Boden, aber dort zeichnete sich nichts ab.

Hansen dachte an den Reiter.

Wenn er tatsächlich hier gewesen wäre, hätte er doch auf dem Lehm Abdrücke sehen müssen, doch er entdeckte weder Abdrücke noch irgendwelche anderen Hinweise auf einen Reiter, und auch die Luft sah normal aus. Kein Gespenst war zu sehen, kein kleines und erst recht kein großes. Hansen war allein.

Er schaute in die Höhe. Aus Erfahrung wußte er, daß sich in den alten Balken oft Vögel versteckten, weil sie dort zumeist ungestört ihre Nester bauen konnten. Doch hier gab es keine Vögel, es gab überhaupt keine Lebewesen, abgesehen von ihm selbst, der die Kapelle als Übernachtungsmöglichkeit nutzen wollte.

Eine Tür war nicht mehr vorhanden. Wo sie einmal gewesen war, gähnte nur ein Loch. Es hatte sich der Umgebung angepaßt, denn es war mit grauen Schatten gefüllt. Überall lagen Trümmer am Boden, und Hansen mußte seine Füße schon sehr anheben, um nicht zu stolpern. So betrat er die Kapelle, blieb stehen und schaute sich um.

Niemand hatte hier etwas weggeräumt, allerdings umgebaut, wie er sehr schnell erkennen konnte.

Seine Kollegen, die hier schon übernachtet hatten, waren nicht faul gewesen und hatten so etwas wie eine kleine Hütte aus den Dachlatten und Balken gebaut, in die der Schläfer hineinkriechen konnte und dort sogar vor Regen geschützt war.

Hoch am Himmel trieben die Wolken; sie vereinigten sich mit der Dämmerung. Sonnenstrahlen fielen nicht mehr in die zerstörte Kapelle hinein. Die Dunkelheit hatte alles im Griff.

Hansen hatte auch keine Ratten oder Mäuse entdeckt. Für sie gab es hier kaum Nahrung. Staub würden sie wohl nicht fressen, und Hansen konnte eigentlich zufrieden sein, denn er hatte schon schlechter übernachtet. Unter Steinen und einer dicken Staubschicht verborgen entdeckte er noch eine alte Kirchenbank, und überall dort, wo die Steine nicht zu dicht lagen, war Gras aus dem Boden gekrochen.

Den Rucksack hatte er vor seine neue »Wohnung« gelegt, kantete sich einen passenden Stein zurecht und nahm auf ihm Platz. Er diente ihm als Stuhl, denn der Mensch sollte es sich so bequem wie möglich machen. Dann öffnete er seinen Rucksack und schaute hinein, was an Eßbarem noch vorhanden war.

Er wußte es nicht genau, aber die italienische Dauerwurst war nicht zu übersehen. Zur Hälfte war sie noch vorhanden. Scharf gewürzt, mit

Speckstücken im Innern, würde sie ihn nicht nur satt machen, sondern ihm auch die nötigen Kalorien liefern.

Er klappte sein Messer auf und schnitt einige Wurststücke zurecht, die in seinem Mund verschwanden. Er fand auch noch zwei Dosen mit Wasser. Das Zeug war natürlich warm, aber er trank es trotzdem, der Körper brauchte schließlich Flüssigkeit.

Keine Fremdgeräusche erreichten ihn. Hansen hockte als einsamer Pausengast in der zerstörten Kapelle. Er lauschte seinen Eßgeräuschen, nahm auch das Gluckern des Wasser wahr, wenn er trank, und er hätte im Prinzip zufrieden sein können, was er aber nicht war. Er spürte eine gewisse Unruhe in seinem Innern, er war nervös. Wie jemand, der auf etwas Schlimmes wartete.

Da war nichts, da kam auch nichts, und trotzdem wollte sich bei ihm kein Glücksgefühl einstellen.

Er trank eine Dose leer. Die Wurst schmeckte ihm nicht mehr. Er wickelte sie wieder in das alte Fettpapier ein und verstaute sie in seinem Rucksack.

Das Messer behielt er bei sich am Körper, und er klappte es nicht mal zusammen. Irgendwie hatte er das Gefühl, sich einfach verteidigen zu müssen oder verteidigungsbereit zu sein, obwohl er keinen Gegner in seiner Nähe sah und auch nichts auf einen Angriff hindeutete.

Um diese Zeit hatte sich selbst der Wind zurückgezogen, worüber sich der Mann wunderte. Er kannte es anders, denn gegen Abend frischte der Wind immer auf, doch heute hielt er sich zurück. Es wehte kaum ein Lüftchen durch die Öffnungen und Spalten.

»Ich spinne wohl langsam«, murmelte er und drehte sich um. Dann kroch er in sein »Haus«, in dem er nur knien, aber nicht stehen konnte. Im Innern, das er mit seiner Taschenlampe ausleuchtete, lag der Staub nicht so dick. Hansen fand sogar noch eine Decke, die allerdings muffig roch. Deshalb ließ er sie in der Ecke liegen.

Er würde wie so oft seinen Rucksack als Kopfkissen zweckentfremden, und er war auch der Meinung, sich diese lange Schlafpause verdient zu haben. Am vergangenen Tag war er lange gewandert.

Hansen war müde. Lange würde er nicht mehr wachbleiben.

Und doch konnte Sven keinen Schlaf finden, obwohl er es sich so bequem wie möglich gemacht hatte. Er hatte schon unter schlechteren Bedingungen übernachtet, aber er fand an diesem Abend keine Ruhe. Es lag an seinen Gedanken und zunehmend auch an seiner inneren Bereitschaft. Er konzentrierte sich auf jedes Geräusch!

Hansen hatte sich so gedreht, daß sein Gesicht dem Ausgang zugewandt war. Er schaute in die Kapelle hinein, wo die Trümmer lagen, das alte Holz, und alles kam ihm aus seiner Perspektive groß vor. Er konnte auch durch die Fensterlöcher nach draußen sehen. Am

wolkenlosen Himmel leuchteten die Gestirne. Sie schienen dem einsamen Schläfer Grüße zuzusenden.

So wartete Hansen, und die Spannung nahm nicht ab.

Er hörte sich selbst atmen, abgehackt und unregelmäßig, ganz anders als sonst.

Das wiederum lag an seiner inneren Nervosität, die Hansen einfach nicht abstreifen konnte. Im Körper spürte Sven ein Kribbeln. Erklären konnte er es sich nicht. Nur hatte er das Gefühl, daß irgend etwas noch in dieser vor ihm liegenden Nacht geschehen würde. Er konnte sich nichts vorstellen, weil es nichts gab, auf das er sich hätte beziehen können, doch das Gefühl war da. Hansen spielte schon mit dem Gedanken, diesen Unterschlupf zu verlassen. Er schalt sich selbst einen Narren, daß er so dachte, denn er hatte schon an weitaus gefährlicheren Stätten übernachtet, wobei er diesen Ort jedoch überhaupt nicht als gefährlich ansehen mochte.

Er war nur einfach seltsam und rätselhaft.

Trotz der inneren Unruhe blieb Hansen normal liegen und blickte durch die Öffnung in die Kapelle.

Nichts tat sich da.

Draußen war ebenfalls alles ruhig. Der Wind schlief noch immer. Da bewegte sich etwas!

Hansen lag plötzlich völlig regungslos und hielt den Atem an. Seine Augen blieben weit offen, und er blickte dorthin, wo er die Bewegung zu sehen geglaubt hatte.

Das war außerhalb der Kapelle gewesen, dicht an der Wand mußte es gewesen sein.

Irrtum oder Tatsache?

Hansen erinnerte sich wieder an seine Entdeckung aus der Ferne. Da waren der Schatten und der Reiter gewesen, und was hinderte beide daran, zurückzukehren?

Warten, lauern…

Vielleicht kehrte der Schatten ja in das Innere der Ruine zurück. Die Minuten vergingen, und sie kamen dem Mann vor wie kleine Ewigkeiten.

Es tat sich nichts.

Wieder ein Irrtum, versuchte er sich einzureden. Du hast dich geirrt, es stimmt nicht. Du bist einfach überspannt. Du siehst Dinge, die es nicht gibt. Es ist Quatsch, du brauchst dich nicht verrückt machen zu lassen.

Er hämmerte es sich immer wieder ein. Er mußte lange darüber reden, bis er von sich selbst überzeugt war. Er kannte dieses Spiel. Im Laufe der Zeit hatte er es sich angewöhnt, und Hansen hatte es auch geschafft, sich auf eine derartige Art und Weise zu beruhigen.

Bis er den Hufschlag hörte.

Das war kein Irrtum.
Noch einmal war er zusammengezuckt, um dann steif liegen zu bleiben. Plötzlich war ihm klar, daß er in der Falle saß und die Dinge anders, ganz anders laufen würden…

***

Mary Sinclair fühlte sich jetzt besser. Sie war froh, ihren Sohn erreicht zu haben, und seine Worte hatten ihr auch Mut gemacht. Wenn John versprach sich um gewisse Dinge zu kümmern, dann würde er dieses Versprechen auch einhalten. So gut kannte sie ihren Sohn. Darin war er wie sein Vater, der im Schlafzimmer lag und sich in der letzten Zeit nicht mehr gemeldet hatte. Mary hoffte, daß ihr Mann schlief und das Schreckliche vergessen konnte, das ihn sicherlich gequält hatte, ohne daß es von ihm selbst großartig bemerkt worden wäre.
Auch John war auf die Idee gekommen, Sergeant McDuff einzuschalten, wenn alle Stricke rissen.
Es würde zumindest beruhigend sein, wenn er mal vorbeischaute oder um das Haus herum patrouillierte.
Sie begriff nur nicht, wie es zu diesem Angriff oder Mordversuch hatte kommen können. Immer dann, wenn sie an einem Spiegel vorbeikam und sich selbst darin sah, entdeckte sie auch die roten Flecken am Hals, die die Hände ihres Mannes hinterlassen hatten. Sie würden erst nach einigen Tagen verschwunden sein. Mary Sinclair wäre ja froh gewesen, wenn es mit diesem einen Angriff vorbei gewesen wäre, daran aber konnte sie nicht glauben. Sie wußte selbst nicht, warum die Zweifel so tief in ihr steckten. Vielleicht lag es daran, daß ihr Mann Horace immer ein Mensch gewesen war, der ein Ziel nie aus den Augen verloren hatte.
In diesem Fall wäre das ihr Tod gewesen.
Und so wartete sie.
Auf was eigentlich? Auf was warte ich? Darauf, daß sich Horace meldet? Mary saß in der Küche, trank eine Tasse Tee und schaute dabei ins Leere. Ihre Lippen zitterten ebenso wie die Hände, sie mußte die Tasse mit zwei Händen festhalten. Das Haus kam ihr plötzlich einsam und leer vor. Nie hätte sie daran gedacht, daß es einmal so kommen würde, doch nun fühlte sie sich allein, beinahe wie in einer großen Zelle steckend, und ihr Sohn war noch so weit weg. Vielleicht hätten sie und ihr Mann in London bleiben und nicht hoch nach Lauder ziehen sollen, aber im Nachhinein ist man immer schlauer. Außerdem fühlte sie sich in dieser Stadt sehr wohl, und sie hatten hier ihre Freunde.
Mary leerte die Tasse und war noch beunruhigter als zuvor. Es lag an dem schlechten Gewissen, das sie quälte, denn sie hatte ihre Fürsorge

einfach vergessen, die Horace brauchte. Auch wenn er im Bett lag und schlief, wollte sie doch hin und wieder nach ihm schauen, doch ein Anfall wie der vom frühen Nachmittag konnte sich nur zu leicht wiederholen.

Mary Sinclair verließ die geräumige Küche und machte sich trotzdem auf den Weg zum Schlafzimmer. Sie ging dabei ziemlich langsam, auch leise, aber verdächtige Geräusche hörte sie nicht aus dem Zimmer, dessen Tür sie nicht ganz geschlossen hatte.

Davor blieb sie stehen, holte noch einmal tief Luft und gab sich selbst den Ruck, um sie aufzustoßen. Die Tür schwang auf. Es war draußen noch hell, und kein Vorhang schloß die Fenster ganz.

Horace F. Sinclair lag im Bett. Er hielt die Augen offen und schaute zur Tür.

Etwas verlegen lächelnd blieb seine Frau dort stehen. Sie wußte nicht so recht, wie sie ihn ansprechen sollte und ging zunächst auf das Bett zu.

Horace grüßte seine Frau. Freundlich wie immer. Wie immer?

Sie nahm auf dem Rand Platz, legte ihre Hand in die ihres Mannes und fragte leise: »Wie geht es dir?«

Er schwieg.

Mary fuhr mit der freien Hand über sein Gesicht und strich die Haare zurück. »Hast du dich ausgeruht?«

Sinclair räusperte sich. »Geschlafen, das meinst du doch sicherlich?«

»Ja, natürlich.«

»Nein - oder doch?« Seine Lippen verzogen sich. »Ich weiß es nicht genau, Mary. Es war ein so ungewöhnlicher Zustand, in den ich hineingeglitten bin.«

»Wie denn?«

»Das ist schwer zu sagen!« flüsterte er. »Es war eine Mischung aus Schlaf, Traum und Wachsein. So etwas habe ich noch nie erlebt.« Er lachte leise. »Weißt du, ich liege jetzt schon seit einigen Minuten wach und versuche darüber nachzudenken. Ich will eine Lösung finden, doch es fällt mir schwer, sehr schwer. Ich kriege sie nicht zusammen. Immer wenn ich denke, ich hätte sie, dann ist sie weg.«

»Verstehe«, murmelte Mary. »Kannst du denn konkret sagen, was es gewesen ist, das später wieder verschwand?«

»Das ist nicht einfach.«

»Glaube ich dir, Horace, aber du solltest es versuchen. Es kann ja wichtig sein.«

»Das ist es sogar bestimmt«, gab er zu. »Sehr wichtig sogar. Aber ich muß es erst in die Reihe bekommen.« Er veränderte seine Haltung und schob sich in die Höhe, so daß er schließlich sitzen blieb und Mary ihm das Kissen in seinem Rücken richtete. »Ich war der Meinung, daß sich etwas anderes in mein Leben hineingeschoben hat. Andere

Vorgänge, die von irgendwoher kamen, aber ich weiß nicht, woher.«
»Das ist nicht gut.«
»Stimmt, Mary, aber mach etwas daran.« Sinclair überlegte. »Wenn ich dir sage, daß jemand versucht hat, meine eigene Existenz auszuschalten und das andere nahe an mich heranzubringen, so daß es über mich die Kontrolle erlangt, würdest du das akzeptieren.«
»Nur schwer.«
Er nickte. »Siehst du, Mary, das habe ich mir gedacht. Auch für mich ist es schwer, dies zu akzeptieren. Ich bin völlig aus dem Rhythmus gekommen. Ich bin zwar noch ich selbst, aber ich habe erlebt, wie es ist, wenn man nicht mehr derselbe ist. Kannst du das begreifen? Kannst du das nachvollziehen?«
»Nein, denn es ist mir ja nichts passiert.«
»Stimmt.«
Mary hatte beschlossen, ihren Mann auf den frühen Nachmittag anzusprechen, und sie näherte sich vorsichtig dem Thema. »Kannst du dich daran erinnern, daß ich am Nachmittag auf der Couch gelegen und dort geschlafen habe?«
»Du…?«
»Wer sonst?«
Horace F. Sinclair kam sich vor wie ein Fremder. Er zuckte etwas zur Seite. Gleichzeitig lief sein Gesicht rot an. Wahrscheinlich ärgerte er sich über sich selbst, daß ihm diese Stunden aus der Erinnerung entglitten waren, und er deutete ein vorsichtiges Kopfschütteln an, was seine Frau mit einem bitteren Lächeln zur Kenntnis nahm.
»Du kannst dich also nicht daran erinnern?« hakte sie noch einmal nach.
»Nicht daß ich wüßte. Sollte ich es denn?«
»Es wäre besser.«
»Ich habe eine Lücke, einen Blackout, Mary.« Seine Gesichtshaut nahm eine tiefe Röte an. Ihm zuckten bestimmte Gedanken durch den Kopf, die er auch nicht für sich behielt. »Mary«, flüsterte der Mann, »du weißt selbst, daß wir beide nicht jünger werden. Wir sind gewissermaßen in einem Alter, wo Krankheiten an der Tagesordnung sind, und es gibt da eine bestimmte Krankheit, die besonders ältere Menschen überfällt, wobei es keine Rolle spielt, was sie früher in ihrem Leben getan haben. Da wird das Gehirn allmählich aufgelöst. Muß ich noch weitersprechen, oder weißt du, was ich meine?«
»Ich weiß, was du meinst.«
»Und?« Seine Stimme zitterte bei dieser Frage.
»Alzheimer«, flüsterte Mary.
»Genau«, gab Horace F. ebenso leise zurück. »Die Alzheimerische Krankheit. Man verliert stückweise das Gedächtnis. Das schreitet immer weiter fort. Der Mensch ist irgendwann völlig hilflos. Er kann

seine körperlichen Funktionen vom Gehirn her nicht mehr steuern. Da ist dann alles außer Kontrolle geraten. Ich möchte keine Bilder ausmalen, es ist schrecklich genug, aber ich will dir ehrlich sagen, daß ich mich davor fürchte. Wie gesagt, es kann jeden von uns treffen, keiner ist vor dieser heimtückischen Krankheit gefeit. Und heutzutage, wo die Menschen immer älter werden, hat sich auch die Krankheit ausgebreitet. Verstehst du mich jetzt?«

Sie ließ sich Zeit mit einer Antwort. »Ja, Horace, ich verstehe dich. Ich verstehe dich nur zu gut. Auch ich habe über die Krankheit gelesen, aber ich glaube nicht, daß sie dich erwischt hat.«

»Was macht dich denn so sicher?«

»Die Anzeichen, Horace.«

»Pardon, aber das mußt du mir erklären.«

»Will ich gern tun. Soweit mir bekannt ist, kommt die Krankheit nicht so plötzlich, sondern in kleinen Schüben. Man vergißt etwas. Mal weiß man nicht, wo das Portemonnaie liegt, dann sucht man seine Brille oder hat vergessen, die Haustür abzuschließen. So fängt die Krankheit an und schreitet immer weiter fort, bis schließlich das eintritt, was du mir geschildert hast. Aber all die Vorzeichen, Horace, habe ich bei dir nicht feststellen können. Nichts hat auf diese Krankheit hingedeutet. Deshalb mußt du dich von dem Gedanken um Himmels willen befreien!«

Horace F. Sinclair überlegte. »Es ist alles richtig, was du gesagt hast, aber trifft es auch auf jeden Menschen zu.«

»Die Symptome sind gleich.«

Er nickte. »Okay, Mary. Aber was ist es dann bei mir gewesen? Warum kann ich mich nicht daran erinnern, daß du auf der Couch gelegen und geschlafen hast?«

»Das weiß ich leider nicht.« Sie beugte sich nieder und gab ihrem Mann einen flüchtigen Kuß auf die Lippen. Als sie sich aufrichtete, sprach sie weiter. »Aber zu deiner Beruhigung, Horace, ich habe bereits John in London angerufen.«

»Was?« Er schrak zusammen. »Was hast du getan?«

»Ich rief John an.«

»Warum? Wegen mir?«

»So ist es.«

»Das verstehe ich nicht.« Sinclairs Gesicht zeigte Erstaunen. »Nur weil ich mich nicht erinnern kann, hast du John angerufen? Oder ist da noch etwas vorgefallen, von dem ich nichts weiß?« Sein Gesicht verzog sich. Er sah aus, als würde er nachdenken. »Ja, da ist bestimmt noch etwas gewesen, sonst hättest du nicht so reagiert.«

»Du hast recht.«

»Was denn?«

Mary quälte sich. Sie war sogar soweit, sich vor der Antwort

herumzudrücken, aber sie sah auch den fordernden Blick ihres Mannes und nickte schließlich. »Schau dir meinen Hals an, Horace.«

»Den sehe ich schon die ganze Zeit über. Er ist gerötet, auf der Haut zeigen sich Druckflecken, als hätte jemand versucht, dich zu erwürgen…«

Sie räusperte sich und drehte den Kopf zur Seite, weil sie Horace plötzlich nicht mehr anschauen konnte.

»Mein Gott«, hörte sie seine zittrige Stimme. »Mein Gott! Ich weiß, daß ich einen Blackout gehabt habe, aber ich weiß auch, daß da etwas geschehen ist, Mary. Sollte ich…? Nein, das kann nicht sein. Schau mich an, bitte. Schau mich an!«

Sie tat es.

Mary brauchte nichts mehr zu sagen, denn Horace las in ihren Augen die schreckliche Wahrheit. Er pumpte die Luft in seine Lungen, und er stöhnte dabei. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder und schüttelte den Kopf. Er suchte nach Worten, und es dauerte etwas, bis er die richtigen gefunden hatte. »Das, das kann doch nicht sein. Das ist einfach unmöglich! Ich habe dich…?«

»Du hast es versucht, Horace!«

»O Gott, nein!« Sinclair schlug seine Hände vor das Gesicht, als könnte er nicht fassen, was ihm Mary gesagt hatte. Es wollte nicht in seinen Kopf. Es war wie verrückt, es konnte und durfte nicht wahr sein. Er litt wahnsinnig.

Er tat Mary leid, die mit ihm sprach und selbst nicht wußte, was sie alles sagte, doch schließlich zog Horace seine Hände wieder vom Gesicht weg, und er schaute seine Frau direkt an. »Ich habe es getan, ich habe es versucht. Ich weiß ja, daß ich einen Blackout habe, und ich weiß auch, daß in dieser Zeit etwas geschehen ist. Aber ich kam damit nicht zurecht, weil ich keinen Anhaltspunkt hatte. Ich habe mir alles vorstellen können, Mary, aber so etwas nicht. Ich habe meine eigene Frau umbringen wollen. Das ist ja wahnsinnig, das ist völlig unglaublich! - Mary!«

»Es ist vorbei, Horace.«

Er atmete heftig. Sein Gesicht war schweißnaß. »Ja, es ist vorbei, daß weiß ich auch. Aber wer sagt mir, daß dieser Zustand nicht wiederkehrt? Wer, Mary, wer garantiert mir das?«

Sie hob die Schultern.

»Du bist dir also auch nicht sicher. Du weißt es nicht. Niemand kann es sagen.«

»Deshalb habe ich John Bescheid gegeben. Er wird morgen hier bei uns in Lauder sein.«

»Und dann? Was soll er tun? Will er so etwas wie ein Leibwächter für mich sein?«

»Wenn du es so siehst, kann ich dir nur zustimmen. Er wird

hoffentlich dafür sorgen, daß dir nichts passiert, Horace. Er wird dich unter Kontrolle halten. Ist das gut?«

Sinclair gab keine Antwort, weil er dazu nicht in der Lage war. Er mußte sich erst beruhigen, und er schielte immer wieder auf die Flecken am Hals seiner Frau.

Sie wechselte das Thema. »Ich habe noch Tee in der Küche. Soll ich dir eine Tasse bringen?«

»Ja, Mary, ja.«

»Ich bin gleich wieder da.« Sie verließ mit schweren Schritten den Raum. Horace wußte jetzt Bescheid. Sie hatte sich vor diesem Moment der Aufklärung gefürchtet, aber es war für sie besser gelaufen, als sie es angenommen hatte.

Mit der gefüllten Tasse kehrte sie wieder zurück. Ihr Mann lag so starr in seiner Betthälfte wie ein Toter. Er starrte zur Decke, die Augen waren weit geöffnet, und erst als sich Mary wieder setzte, drehte er den Kopf zur Seite.

Sie sah, daß er weinte.

»Nicht, bitte nicht…«

»Ich schäme mich so, Mary. Ich komme nicht darüber hinweg, daß ich dich habe ermorden wollen.«

»Es ist ja vorbei.«

»Aber ich war nicht ich selbst.« Wieder schüttelte er im Liegen den Kopf. »Etwas ist über mich gekommen, von dem ich nichts weiß. Ich komme damit einfach nicht zurecht, Mary. Und ich werde auch mein weiteres Leben damit nicht zurechtkommen. Das sind alles Dinge, die mich belasten.«

»Trink erst mal deinen Tee, Horace.« Sie hielt ihm die Tasse hin und setzte sie dann behutsam an die Lippen ihres Mannes. Horace schluckte. Er konnte nur sehr langsam trinken, und seine Lippen bewegte er dabei zitternd.

Als er die Tasse zur Hälfte geleert hatte, nahm sie ihm Mary wieder weg. »Damit hat sich nichts gebessert«, sagte er leise. »Die Tatsachen sind geblieben.«

»Stimmt.«

»Und sie werden zurückkehren, Mary.«

»Wir warten es ab.«

»Ich habe Angst«, flüsterte Horace.

»Das kann ich verstehen.«

»Angst vor der Dunkelheit, Angst vor der Angst, auch Angst vor dem Alleinsein.«

»Nein, Horace, das brauchst du nicht. Du brauchst keine Angst vor dem Alleinsein zu haben. Du mußt daran denken, daß ich bei dir bin und auch bei dir bleibe.«

»Ja, Mary?« Er lächelte schwach. »Du bist auch bei mir gewesen, als

es mich überfiel, und ich hätte dich beinahe getötet. Deshalb kann ich deine Anwesenheit nicht als eine Beruhigung ansehen, so leid es mir für dich tut. Wenn du im Haus bleibst, begibst du dich in eine Gefahr, das solltest du realistisch sehen.«

»Was soll das denn heißen, Horace?«

»Geh weg, Mary. Verlasse das Haus. Ich möchte allein bleiben, das ist besser für uns beide. Es darf uns einfach nichts mehr dazwischenkommen, Mary. Ich bitte dich inständig. Laß mich allein! Bleib nicht in meiner Nähe.«

»Ich bin deine Frau, Horace, und das schon verflixt lange. Wir haben einige Stürme gemeinsam überstanden, und wir haben auch dabei nicht die Nerven verloren. Ich sehe nicht ein, daß ich dich jetzt aufgeben soll. Wir sind verheiratet, und wir stehen die Sache gemeinsam durch. Mit Johns Hilfe.«

»Meinst du?«

»Ja.«

»Ich glaube nicht daran.«

»John wird morgen hier eintreffen. Er wird dich nicht aus den Augen lassen, das hat er mir versprochen.«

Horace F. lächelte etwas verloren. »John«, murmelte er, »meine Güte, was hat er denn gesagt, als du ihm meine Geschichte erzähltest?«

»Er war natürlich nicht erfreut. Aber John ist nicht so leicht zu schockieren. Er hat ja schon Dinge erlebt, über die wir uns kaum ein Bild machen können. Ich denke schon, daß er damit zurechtkommt, auch wenn es der eigene Vater ist.«

»Das kann ich alles nicht so recht nachvollziehen. Ich bleibe nur bei meiner Meinung. Es ist für dich besser, wenn du mich allein läßt, Mary. Wirklich.«

»Das mußt du in diesem Fall schon mir überlassen. Möglicherweise bin ich ja nicht allein.«

»Wieso das denn?«

»John wollte noch unseren Freund McDuff anrufen. Er wird uns beide überwachen.«

»McDuff?« Sinclair mußte lachen. »0 je, was will der denn hier? Er ist doch viel zu befangen. Er ist zudem ein normaler Polizist und wird es kaum schaffen…«

»Warte es ab, Horace, und denke bitte nicht schon jetzt so negativ. Wir werden die Dinge schon richten.«

»Ja, Mary, das wirst du. Ich bewundere dich manchmal, wie stark du sein kannst. Aber ich möchte nicht mehr hier im Bett bleiben. Ich habe geschwitzt, ich brauche unbedingt eine Dusche. Läßt du mich aufstehen, bitte?«

»Was immer du willst, Horace.« Sie stand auf und machte ihrem Mann Platz.

Horace F. Sinclair quälte sich aus dem Bett und schlüpfte in die flachen Haustreter. »Duschen kann ich mich noch allein. Ich habe außerdem Hunger. Hast du noch irgend etwas im Haus?«

»Ich bereite dir einen Toast zu.«

»Danke.« Er legte beide Hände auf ihren Wangen und küßte sie auf die Stirn. »Danke auch für das andere, Mary. Das werde ich dir niemals vergessen.«

»Ach, hör auf, du alter Esel!« Sie kämpfte plötzlich mit den Tränen. »Laß es schon gut sein.« Dann drehte sich die Frau um und eilte aus dem Schlafzimmer.

Horace. F. Sinclair betrat wenig später das große Bad, wo auch die Dusche untergebracht worden war. Er betrachtete sich im Spiegel, ohne irgendwelche Veränderungen feststellen zu können. »Ich bin normal«, sprach er zu sich selbst. »Ich sehe völlig normal aus, aber ich bin es, verdammt noch mal, nicht. Was liegt dazwischen? Ich komme nicht damit zurecht. Was hat mich erwischt?«

Er erfuhr es nicht, denn der Spiegel blieb stumm.

Inzwischen hatte seine Frau die Küche betreten und kümmerte sich um den Imbiß. Das Geräusch eines ankommenden Wagens störte sie dabei. Sie trat ans Fenster, schaute hinaus und sah McDuff aus dem Fahrzeug steigen.

Die hochgewachsene und breitschultrige Gestalt des Sergeants flößte ihr sofort Vertrauen ein. Sein Haar leuchtete rötlichblond. Er hatte im Laufe der Jahre einen Bauch bekommen, den er voller Stolz vor sich hertrug.

Auch McDuff hatte zum Fenster geschaut und Mary Sinclair in der Küche gesehen. Er winkte ihr zu, und die Frau lief zur Tür, um dem Polizisten zu öffnen.

***

Hufschlag!

Kein Irrtum, keine Einbildung, keine Täuschung. Er war zwar nicht unbedingt aufgeklungen, aber er war auch nicht zu überhören gewesen, und Sven Hansen dachte sofort an den hohen Schatten und auch an den Reiter, den er zu sehen geglaubt hatte. Der Hufschlag paßte dazu. Er hatte sich nicht geirrt. Es gab ihn, es war keine Einbildung, es war auch kein Traum gewesen.

Hansen bewegte sich nicht. Er blieb in seiner »Höhle« und lauschte, weil er herausfinden wollte, wohin der unheimliche Reiter ritt. Ob er in seiner Nähe blieb oder sich zurückzog.

Er blieb…

Der Hufschlag veränderte zwar seine Lautstärke, weil auch der Reiter die Position nie einbehielt, aber er war vorhanden, und nichts deutete daraufhin, daß er auch verschwand.

Er wurde mal leiser, dann klang er lauter auf. Anhand der Geräusche stellte Hansen fest, wohin der Mann ritt.

Er umrundete die Kapelle.

Einmal, zweimal…

Plötzlich war der Hufschlag verklungen. Nichts drang mehr an die Ohren des einsamen Mannes.

Erst jetzt konnte Hansen tief durchatmen. Der Druck in seinem Kopf blieb jedoch.

Hansen war mittlerweile in der Lage, wieder einigermaßen klar zu denken. Daß er den Hufschlag nicht mehr hörte, bewies nicht, daß der Reiter sich auch zurückgezogen hatte. Er hatte sicherlich nur angehalten, um eine gewisse Spanne vergehen zu lassen. Wenn er schon auf die Kapelle zugeritten war, mußte er dafür seine Gründe gehabt haben, und die hingen sicherlich mit denen zusammen, die Hansen einzig und allein auf sich beziehen konnte.

Er hatte Besuch bekommen. Aber dieser Besuch ließ sich nicht blicken. Er wartete nach wie vor ab und bestimmte allein, wie es weiterging. Hansen hörte sich selbst atmen. Auch der Druck in seiner Brust wollte nicht nachlassen. Er fühlte sich unwohl, er war nervös geworden. Die Dunkelheit in den Ruinen der Kapelle störte ihn gewaltig, und er warf einen Blick dorthin, wo sich die leeren Fensterhöhlen befanden, ohne allerdings etwas Genaues sehen zu können. Der Schatten des Reiters, mit dem er gerechnet hatte, malte sich da nicht ab.

Er wartete also in einer sicheren Deckung, um dann etwas zu unternehmen.

Aber was?

Hansens Körper war während der Bewegungslosigkeit starr geworden, was er nicht gut fand. Es konnte durchaus sein, daß er sich wehren mußte, und deshalb bewegte er sich jetzt vorsichtig auf den Ausgang seiner »Wohnung« zu. Er hatte sich mit seiner Taschenlampe bewaffnet, das Messer steckte griffbereit in seinem Gürtel, er würde sich also verteidigen können, wenn es nötig war.

Schließlich mußte dieser Reiter nicht unbedingt ein Freund sein.

Hansen hatte sich so weit vorgeschoben, daß ihn nichts mehr daran hinderte, sich aufzurichten. Er schob sich in die Senkrechte hinein, ging noch einen Schritt vor und dachte nicht mehr an die steinernen Hindernisse, die überall auf dem Boden verteilt lagen. Das Stolpern konnte er nicht vermeiden und auch den nachfolgenden Sturz nicht. Seine Knochen waren eben nicht mehr so beweglich wie sonst. Er stieß sich an einer Steinkante sein rechtes Knie, unterdrückte einen Schmerzlaut und überstieg das verfluchte Hindernis.

Etwa einer Körperlänge von seiner Höhle entfernt blieb er stehen und wartete darauf, daß sich etwas tat. Vielleicht bewegte sich der Reiter

ja weiter, dann würde wieder der Hufschlag aufklingen, der sich auf dem steinernen Untergrund außerhalb der Kapelle so hell angehört hatte, doch diese Chance bekam Hansen vorerst nicht.

Es blieb still.

Er drehte sich nach links. Dort lagen die meisten Höhlen in der Ruinenmauer. Früher waren dort die Fenster gewesen. Sie waren sein Ziel. Er mußte hinausschauen, denn nur dann, wenn er einen freien Blick hatte, konnte er erkennen, ob sich der Reiter noch immer in der Nähe aufhielt oder nicht.

Er hätte sich den Weg leuchten können, davor schreckte er aber zurück, denn Hansen wollte kein Ziel bieten. Es war in seiner Umgebung so still, daß er seinen eigenen Herzschlag hörte.

Bis zu den Löchern in den halb zerstörten Wänden war es nicht weit. Er blieb neben dem ersten stehen, drückte den Kopf vor und peilte in die Nacht hinein.

Noch immer stand die Luft über der Landschaft wie eine unsichtbare Wand. Sterne und ein fast voller Mond gaben einen bleichen Glanz ab.

Es war niemand zu sehen.

Kein Reiter, kein Schatten. Die Stille lag so dicht wie ein feingesponnenes Netz.

Trotzdem glaubte er nicht daran, sich geirrt zu haben. Da gab es etwas. Er spürte es genau. In seiner Nähe lauerte das Unheimliche wie ein Raubtier auf dem Sprung.

Sven Hansen drehte sich wieder. Auch im Innern der ehemaligen Kapelle hatte sich nichts verändert. Es war dunkel. Das Mondlicht verteilte sich in unterschiedlichen Graustufen.

Urplötzlich hörte er den Hufschlag erneut! Er klang jetzt, als würde der Reiter sein Pferd an der Leine führen.

Die Gänsehaut auf Hansens Rücken verwandelte sich in einen Schauer der Kälte. Er wußte jetzt, daß er sich nicht geirrt hatte, auf diesen Beweis hatte er gewartet, und er wußte weiter, daß es ihm nichts brachte, wenn er sich verkroch.

Er wollte sich dem Unbekannten stellen, auch wenn es für ihn gefährlich werden konnte.

Es war nicht einfach, durch die Löcher zu klettern, deshalb suchte er sich eine andere Lücke, um das Innere der alten Ruine zu verlassen. Jetzt stand er draußen, die Kapelle befand sich in seinem Rücken, vor ihm lag die Landschaft, und er hörte in seinem Rücken erneut den Hufschlag aufklingen.

Der Reiter kam näher und brauchte die Ruine nur einmal zu umrunden, um für Hansen sichtbar zu werden. Bei dem Gedanken hatte er bereits weiche Knie bekommen.

Kein Schnauben des Tieres, keine menschliche Stimme, nur der Hufschlag war zu hören, der hell wie ein Glockenklang durch die Stille

der Nacht schwang.

Auf einmal sah er den Reiter, aber nur für einen Augenblick. Sven Hansen erstarrte in einer gewissen Ehrfurcht.

Ihm ging es wie vielen Menschen, die auf dem Boden stehen und denen ein auf einem Pferd sitzender Mensch entgegenkommt. Da sahen Mensch und Tier aus der Perspektive des Menschen immer größer aus, als sie es tatsächlich waren, aber das war es nicht, was den Zuschauer in diesem Moment so erschreckte.

Es ging ihm einzig und allein um den Reiter, denn der sah ungewöhnlich aus. Er paßte einfach nicht in die moderne Zeit. Selbst bei diesen Lichtverhältnissen war zu erkennen, daß der Reiter in eine Epoche gehörte, die Jahrhunderte zurücklag, und dem Beobachter schoß der Begriff Mittelalter durch den Kopf.

Mittelalter. Die Zeit der Ritter, der Knappen, der Burgfräuleins, der großen Helden, der mächtigen Kämpfer, als Ruhm und Ehre noch einen größeren Rang einnahmen und das Sterben auf dem Schlachtfeld noch als ehrenwert angesehen wurde.

Es war seltsam, aber Sven Hansen glaubte nicht daran, einen Reiter vor sich zu haben, der aus der Gegenwart stammte. Er glaubte nicht an einen Verkleideten, an so etwas wie einen Schauspieler, der seine Freilichtbühne verlassen hatte oder einfach nur so durch die Welt ritt. Es war einfach alles anders, es war so fremd, und es konnte durchaus daran liegen, daß dieser Reiter eine Aura abstrahlte, die auch auf den Beobachter überschwang.

Sven Hansen spürte etwas Geheimnisvolles, das er zuvor noch nie in seinem Leben bemerkt hatte.

Er konnte es sich nicht erklären, es war einfach da. Ein Hauch aus einer anderen Welt, der Gruß aus fremden, unheimlichen Reichen.

Er blieb stehen und wartete.

Die Zeit schien für ihn langsamer abzulaufen, und er bekam Muße genug, sich die Person auf dem Pferd anzuschauen. Sie hob sich zudem relativ deutlich von der Dunkelheit ab, als wären ihre Umrisse noch einmal von hellen Streifen nachgezogen worden, aber die Gestalt wie auch das Pferd waren keine gespenstischen Wesen. Sie hatten dreidimensionale Körper, und trotzdem strahlten sie die Aura einer gespenstischen Person deutlich ab.

Der Reiter saß nicht gerade vorbildlich auf dem Pferderücken, sondern vornübergebeugt. Er trug ein Kettenhemd und darüber einen Umhang. Das Pferd hielt den Kopf gesenkt, als suchte es auf dem Boden nach etwas Bestimmten. Es schnaufte nicht, es wieherte nicht, nur die Klänge des Hufschlags durchbrachen die Stille der Nacht. Das Alter des Reiters war für Hansen schlecht abzuschätzen.

Obwohl die Haare des Mannes grau oder beinahe weiß waren, schien der Reiter noch relativ jung zu sein. Er trug das Schwert an seiner

rechten Seite und hatte die rechte Hand um den Griff gelegt, während er mit der linken die Zügel hielt.

Insgesamt wirkte er auf Sven nicht gefährlich, eher rätselhaft und unheimlich.

Er ritt auf den Wanderer zu, kam ihm sogar sehr nahe, und Sven ging sicherheitshalber zwei Schritte zurück. Er wollte nicht riskieren, plötzlich angesprungen zu werden. Seine Reaktion wäre nicht nötig gewesen, denn der Reiter zog die Zügel etwas an und stoppte sein Tier. Dabei saß er im Sattel wie eine Statue, den Körper ebenso starr wie die Augen, aber die Blicke waren auf Sven Hansen gerichtet, als wollten sie jede Einzelheit an seinem Körper und in seinem Gesicht genau verfolgen.

Nichts tat sich, gar nichts. Die Welt in der näheren Umgebung der Ruine wirkte wie erstarrt, und Hansen, der wirklich nicht auf den Mund gefallen war, suchte nach Worten, um den seltsamen Reiter ansprechen zu können. Ihm schossen nur leere Worthülsen durch den Kopf, mit denen er sich wohl lächerlich gemacht hätte, aber er mußte einfach etwas sagen, denn er hielt die gespannte Stille nicht aus.

»Wer bist du?« brachte er schließlich wenig originell hervor. »Wer? Und wo kommst du her?«

»Ich bin ein Suchender.«

Hansen hatte eine Antwort erwartet oder erhofft. Daß sie ihm tatsächlich gegeben worden war, erschreckte ihn schon, und der Reiter hatte auch nicht mit einer normalen Stimme gesprochen, denn so hallend redete kein Mensch.

Sven Hansen hatte verstanden, aber nicht begriffen. Er hob die Schultern, um dies deutlich zu machen, und der Reiter wurde deutlicher. »Ich suche den Schuldigen. Er muß hier sein. Du bist hier. Ich habe dich gefunden. Du mußt der Schuldige sein.«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Aber du bist hier.«

»Ja, ja. Es ist ein Zufall. Ich, ich wollte hier übernachten. Ich wollte nur Schutz suchen.«

»In meiner Kirche?«

»Wieso ist das deine?«

»Das mußt du wissen, du…« Er sprach nicht mehr weiter, denn plötzlich baute sich hinter ihm und absolut lautlos ein gewaltiger Schatten auf. Es war ein riesiges Gespenst und sah aus wie ein übergroßer Mönch, der an Stelle des Gesichts nur einen schwarzen Fleck hatte.

Der Reiter hatte in ihm die Neugierde erweckt. Der Schatten jedoch machte ihm Angst. Er war einfach zu bedrohlich und gefährlich. Dieser Eindruck nahm noch zu, als der Schatten seinen linken Arm anhob und ausstreckte.

Es war eine bestimmte Geste. Er wollte damit den Schutz andeuten, den er dem Reiter gewährte. Er war sein Beschützer, möglicherweise sogar so etwas wie ein zweites Ich, aber Hansen kannte sich darin nicht aus. Er wollte nicht darüber nachdenken, er wollte eigentlich nur weg, denn dieser Ort war ihm längst unheimlich geworden.

Er schaffte es nicht.

Beide Gestalten wirkten auf ihn wie Leim, die ihn auf einer Stelle festhielten.

»Ich habe dich gefunden, und du wirst büßen für das, was damals geschehen ist.«

Wieder dröhnte ihm die Stimme entgegen, und wieder spürte der Wanderer die Kälte, die sich langsam in seinem Körper ausbreitete und ihn quälte.

Büßen! Büßen! Weshalb büßen? Was war denn damals geschehen? Was wollte der Reiter überhaupt?

Er tat nichts.

Dafür bewegte sich der Schatten nach vorn, und er bückte sich ebenso, wie es die Gestalt auf dem Pferd getan hatte. Nur tiefer, viel tiefer. Er hielt seinen linken Arm noch immer ausgestreckt. Die Hand kam Hansen vor wie eine gewaltige Klaue, die auf ihn fixiert war.

Die Hand faßte zu!

Nein, es hatte nur den Anschein gehabt. Sie griff zwar an, aber sie griff daneben. Er spürte ihre Kälte, als sie zu seinem Kopf hochwanderte. Er war nicht in der Lage, sich zu bewegen, aber er konnte schauen und bekam deshalb mit, wie sich die normale Welt um ihn herum zu verändern begann. Sie war zwar noch vorhanden, aber sie zog sich zusammen. Die Masse konzentrierte sich dabei auf einen Punkt. Sie zerrte alles zu sich heran.

Hansen kam nicht mehr zurecht. Sein ganzes Weltbild war aus den Fugen geraten. Er hatte das Gefühl, im Mittelpunkt zu stehen und durch eine große Lupe betrachtet zu werden.

Dann erwischte ihn der Wind.

Oder war es ein Sturm, eine andere Kraft?

Hansen konnte es nicht sagen. Die Stille um ihn herum verging, die Welt war noch geblieben, aber anders. Er hörte Schreie, er vernahm das Wiehern der Pferde und roch den beißenden Rauch. Er ahnte höchstens, daß er sich noch in seiner Welt befand, aber nicht mehr in seiner Zeit…

***

Sven Hansen wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Er tat schließlich das, was viele Menschen getan hätten. Er machte sich klein, um kein provozierendes Ziel abzugeben.

Staub drang in seine Augen. Er kroch auf allen vieren auf einen

vertrockneten staubigen Strauch zu, warf sich hinein und ignorierte die Dornen, die ihn verletzten, schlichtweg.

Um ihn herum tobte ein Kampf, eine gefährliche Hölle. Ein monströses Gemetzel, denn Männer verschiedener Parteien, ob zu Fuß oder auf den Rücken ihrer Pferde, schlugen mit Schwertern aufeinander ein, rammten Lanzen nach vorn, um den Gegner zu treffen und somit zu töten.

Rauch verdeckte einen Großteil der Sicht. Im Hintergrund loderten dunkelrote Feuer wie zittrige Fahnen im Wind. Die Schreie der Sieger und Besiegten vermischten sich miteinander. Andere waren besonders laut und triumphierend, während die der Besiegten so schrecklich klangen, so schmerzvoll und furchtbar.

Blut floß in Strömen und tränkte den staubigen Boden. Der Himmel war eigentlich dunkel, doch die Feuerarme griffen in die Höhe wie tanzende Geisterleiber, als wollten sie den Himmel für sich haben und ihn besetzt halten.

Sie rissen große Löcher in die Finsternis, und auf dem Boden des Schlachtfeldes trommelten die Hufe der Pferde ein wildes Stakkato. Der Boden vibrierte. Der Staub trieb als dichtes Fahnennetz über das Schlachtfeld hinweg, und immer wieder tauchten die Kämpfer aus diesen Staubwolken auf und schlugen aufeinander ein.

Sven Hansen, der auch weiterhin beobachtete, wußte nicht, wer Freund oder wer Feind war. Jeder schien gegen jeden zu kämpfen, aber es waren die Reiter, die die Oberhand behielten. Schwerter und Lanzen waren vom Blut gezeichnet.

Irgendwo ertönte eine Fanfare. Der Klang wehte über das Schlachtfeld hinweg. Hansen hörte auch das Donnern der Hufe.

Eine Partei zumindest bekam Verstärkung. Hansen fragte sich, ob sein Glück noch weiter anhalten würde, bis jetzt hatte man ihn noch nicht entdeckt. Das aber konnte sich bald ändern, und Hansen wollte weg. Auch in dieser Zeit siegte der Überlebenstrieb.

Schreie hallten wie ein Donnersturm über das Schlachtfeld. »Tod den Katharern! Nieder mit den Ungläubigen! Nieder mit den Ketzern! Tötet sie im Namen des Heiligen Stuhls…«

Die Stimmen verklangen, aber Hansen wußte jetzt um was es ging.

Er war hier in einen Glaubenskrieg hineingeraten, von denen es viele im Mittelalter gegeben hatte.

Leider kannte er sich in der französischen Geschichte nicht aus, um zu wissen, in welches Kampfgetümmel ihn das Schicksal verschlagen hatte.

Er mußte warten und hoffen.

Flach hatte er sich auf den Boden gelegt und schaute durch die Lücken des Gestrüpps hindurch.

Die Männer kannten keine Gnade. Jeder wollte den Tod des anderen.

Rücksicht gab es nicht. Sven Hansen bekam die Brutalität des Krieges genau zu spüren. Es war eben diese Hautnähe, die ihn so erschreckte. Er roch das Blut. Dampfend schoß es aus den Wunden und verteilte sich am Boden.

Noch lag er am Rand der Schlacht. Seiner Meinung nach befand sich das Zentrum dort, wo die Feuer loderten, aber da war die Erde bereits verbrannt, da konnte nicht mehr viel gesiegt oder verloren werden. Also würde sich die Schlacht verlagern und sicherlich auch in seine Nähe geraten.

Er wollte und mußte weg. Egal wohin. Vielleicht einen Unterschlupf finden, ein Versteck, wo er zur Ruhe kam und sich Gedanken machen konnte. Es würde schwer sein, sehr schwer sogar, doch eine andere Lösung gab es nicht für ihn.

Hansen schaffte es, sich unter dem dornigen Gebüsch hinweg ins Freie zu drücken. Staub wallte ihm entgegen. Er legte sich auf sein Gesicht und hielt die Luft an. Er mußte immer damit rechnen, von irgendwelcher Seite angegriffen zu werden, deshalb schaute er sich permanent um, während er seine Flucht begann. Die Richtung stand fest. Nur weg vom Feuer und hinein in die Nacht, wo die Dunkelheit noch normal war und hoffentlich keine Soldaten lauerten. Einen Ort finden, um sich zu verstecken, das alles schoß durch seinen Kopf. Im Moment ging es nur um sein Leben. Daß er sich in einer anderen Zeitepoche befand, diesen Gedanken hatte er wieder verdrängt. Es hätte ihn auch zu sehr verwirrt. Und Zusammenhänge bekam er sowieso nicht mit.

Deshalb weg, nur weg!

Und der Mann aus der Zukunft rannte in die Vergangenheit so schnell er nur konnte…

***

Suko und ich waren nach Hause gefahren, und ich konnte nicht behaupten, daß es mir besserging.

Ich hatte McDuff verständigt, ohne ihm alles zu erklären. Er brauchte es nicht zu wissen, denn ich wußte, daß er damit nicht klarkommen würde. Er kannte meine Eltern, er kannte mich, um uns das nötige Vertrauen entgegenzubringen, und er hatte nichts dagegen, den Schutz für meinen Vater zu garantieren, wobei ich ihm keine Hinweise hatte geben können, von wem mein alter Herr genau bedroht wurde. Danach hatte der Sergeant natürlich gefragt, was auch ganz natürlich war.

»Und sollte Ihnen irgend etwas auffallen, McDuff, bitte rufen Sie mich sofort an.«

Er hatte es mir versprochen, aber wie schon erwähnt, ich fühlte mich trotzdem nicht besser.

Es gab plötzlich Dinge, mit denen ich nicht zurechtkam, denn ich war nicht genau informiert.

Mir war nicht bekannt, welche Kraft da so brutal in das Leben meiner Eltern eingegriffen und meinen alten Herrn beinahe zum Mörder gemacht hatte.

Sie mußte sehr stark sein, sie war sicherlich auch aus einer anderen Dimension gekommen, wobei ich darüber nachdenken mußte, ob die Hölle ihre Hände im Spiel hatte oder es nur mit den Personen der beiden Sinclairs, vielleicht nur mit dem Namen zusammenhing.

Da lag etwas in der Luft.

Seit ich eine gewisse Geraldine Sinclair kennengelernt hatte, ging ich davon aus. Dieses Gefühl war geblieben. Es wollte nicht weichen, auch wenn ich versucht hatte, es zu verdrängen. Unterschwellig war es geblieben, und schlimm fand ich dabei, daß es an mir einfach vorbeilief, obwohl ich ja auch betroffen war.

Aber ich kam nicht zurecht. Die Dinge hatten sich zu schlimm und zu bösartig entwickelt, mich nur gestreift, obwohl ich davon ausgehen mußte, daß man mich ebenfalls meinte.

Ich war ein Sinclair. Ich trug diesen Namen, der schon recht geschichtslastig war. Nicht nur in Schottland, sondern auch in einem anderen Land, im Reich der Gallier, in Frankreich, denn ursprünglich stammte der Name Sinclair von dort. Nur war er da anders geschrieben worden. Als St.Clair, und die St.Clairs waren in diesem Land verfolgt worden, deshalb hatten sie die Flucht über den Kanal gewagt, um nach England oder Schottland zu gelangen. Doch auch dort waren sie verfolgt worden, zumeist wegen ihres Glaubens, deshalb war ein gewisser Henry St. Clair mit einem Schiff in Richtung Westen gefahren, um den Verfolgern zu entgehen. Angeblich hatte er noch vor Kolumbus Amerika entdeckt, das jedenfalls wurde in mehreren Schriften erwähnt.

Für mich, einen Nachkommen, war es nicht einfach, zwischen diesen Dingen die Linien zu knüpfen, und ich ging wiederum davon aus, daß auf mich eine Lawine zurollte, deren Ursprung eben mit dem Namen Sinclair zu tun hatte.

Auch in der Gegenwart hatte sich für mich der Kreis zwischen England und Frankreich geschlossen.

Im Süden gab es einen geschichtsträchtigen Ort mit dem Namen Alet-les-Bains, für mich gewissermaßen eine zweite Heimat, denn dort lebten die Templer, die nach erfolgreichen Feldzügen für den Heiligen Stuhl im Mittelalter schließlich unbarmherzig verfolgt worden waren. Allein aus Neid, Habsucht und Geldgier. Man hatte sie in alle Winde zerstreut, aber man hatte es nicht geschafft, die Wurzeln dieses Ordens zu zerstören. Es gab sie noch, doch es gab sie nicht nur als gute Menschen, sie waren ebenfalls verschiedene Wege gegangen, und eine

Richtung hatte sich einem mächtigen Dämon zugewandt: dem grausamen Baphomet.

Damit hatte ich nichts zu tun und auch nicht meine Freunde aus Alet-les-Bains. Im Gegenteil, wir bekämpften diesen Zweig der Templer, aber das alles schoß mir nur wie nebenbei durch den Kopf.

Ich mußte mich jetzt um meinen eigenen Namen und um dessen Herkunft kümmern.

Für mich lag ein Geheimnis im dunkel der Vergangenheit, und ich wollte es unbedingt lüften.

Immer wieder schaute ich auf das Telefon.

Es blieb stumm.

Ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen oder mir Sorgen machen sollte. Solange es schwieg, war in Lauder, wo meine Eltern lebten, nichts passiert.

Oder?

Meine Unruhe steigerte sich. Der Tag neigte sich allmählich seinem Ende entgegen. Über der Millionenstadt wurde der große schwarze Teppich ausgerollt.

Ich fühlte mich nicht wie ein erwachsener Mensch, sondern mehr wie ein Kind, das nicht logisch reagierte, sondern sich nur auf seine Gefühle verließ.

Und dieses Gefühl sagte mir, daß ich bei meinen Eltern anrufen mußte, um mich zu erkundigen, wie es lief.

Ich wählte die Nummer, wartete ungeduldig und war froh, als ich die Stimme meiner Mutter hörte, die so herrlich normal klang, wie ich zumindest annahm.

»Hallo, Mutter!«

»Du bist es, John - schön.«

»Was macht Dad?«

Sie lachte leise. »Er und McDuff spielen Karten. Sie reden miteinander, und beide kommen mir vor wie zwei Menschen, die sich gegenseitig belauern, wobei der eine nicht weiß, was dem anderen bekannt ist und sie deshalb ein gewisses Thema einfach nicht anschneiden.«

»Das ist ja nicht schlecht.«

»Meine ich auch.«

»Wie hat es McDuff aufgefaßt?«

»Er spielt mit. Ich glaube, er ist auf eine gewisse Art und Weise auch froh, daß er etwas Abwechslung bekommt. Ich denke mir, daß er bald seine Runde um das Haus drehen wird. Möchtest du ihn vielleicht mal sprechen?«

»Nein, das ist nicht nötig, Mutter. Du kannst beide von mir grüßen.«

»Rufst du noch mal an?«

»Das versteht sich.«

Sie seufzte, was mir nicht gefiel. »Weißt du, John, ich glaube nicht, daß ich in der nächsten Nacht schlafen kann.«

»Du solltest es versuchen.«

»Das sagst du so leicht.«

»Wir werden sehen.«

»John…?«

»Was ist, Mutter?«

»Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, was hier gespielt wird? Oder was noch geschehen könnte?«

»Das habe ich, Mutter, aber ich will ehrlich dir gegenüber sein. Leider muß ich passen. Ich habe noch kein Motiv herausgefunden. Das wird sich hoffentlich morgen ändern, wenn ich bei euch bin. Ansonsten müssen wir mal sehen.«

»Ja, ja…« murmelte sie, holte Luft und sprach weiter. »Es könnte nicht mit unserer Familie direkt zusammenhängen?«

»Doch.«

»Danke, Junge, daß du auch so denkst. Dein Vater hatte schon Angst, daß er durch seinen kurzen Blackout, er hat sich ja nicht an einen Angriff auf mich erinnern können, in die Alzheimerische Krankheit abgerutscht ist. Verstehst du?«

»Himmel, ja! Aber das ist nicht so.«

»Ich habe es ihm zu erklären versucht. Du kannst dir vorstellen, daß es nicht leicht für mich gewesen ist.«

»Das glaube ich dir, Mutter«, erwiderte ich flüsternd. »Bei mir wäre es auch nicht anders gewesen. Verdammt noch mal, wenn ich doch nur bei euch sein könnte.«

»Du brauchst dich nicht zu grämen, John. Die folgende Nacht überstehen wir noch. Dein Vater und ich sind schon gemeinsam durch manches Feuer gegangen, das hier werden wir auch hinter uns bringen. Okay?«

»Klar, Mutter.«

Sie verabschiedete sich von mir, und ihre Stimme hörte sich verstockt an, als würde sie mit den Tränen kämpfen. Wir waren eben Lebewesen und keine Maschinen.

Auch ich blieb nachdenklich neben dem Telefon stehen. Mir war wirklich nicht wohl zumute. Wut stieg in mir hoch, weil ich einfach nicht herausfinden konnte, wer uns da bedrohte. Ein schlimmer Schatten, der aus der Vergangenheit gekommen war und uns jetzt eine Rechnung präsentierte.

Der Name Sinclair - Fluch oder Segen?

Darauf konnte ich keine Antwort geben. Dann rief Suko an. »Bei dir war vorher besetzt, John, gibt es etwas Neues?«

»Nein nichts, was die Dinge verändert hätte.«

»Aber.«

»Ich sprach nur mit meiner Mutter. McDuff ist jetzt bei ihnen und gibt acht.«

»Was ist mit dem alten Herrn?«

»Das kann ich dir nicht genau sagen. Er macht sich natürlich Sorgen, er stellt Fragen und denkt an eine schlimme Krankheit, die ihn erwischt haben könnte, doch das alles müssen wir vergessen. Hier geht es um andere Vorgänge, die wir leider noch nicht überblicken können, so schlimm dies auch ist.«

»Sollen wir zu dir kommen?«

»Wenn ihr wollt.«

»Dann bist du nicht so allein. Shao möchte auch etwas mitbringen. Eine Kleinigkeit.«

»Was denn?«

»Sie hat Frühlingsrollen gebacken. Dazu gibt es ihre Spezialsoße.«

Nach längerer Zeit konnte ich wieder mal lächeln. »Ihr wißt genau, womit ihr mich locken könnt.«

»Aber klar doch.«

»Dann kommt rüber.«

»Bis gleich.«

Ich brauchte jetzt einen Whisky, und ich rauchte eine Zigarette. Zu öffnen brauchte ich nicht, denn Suko und Shao besaßen einen Schlüssel zu meiner Wohnung.

Er trug das Tablett, und Shao hatte sich mit zwei Bierflaschen bewaffnet.

Als ich die beiden sah, mußte ich den Kopf schütteln. Auf der einen Seite war das Leben so völlig normal für mich, eben wie bei jedem anderen Menschen, auf der anderen aber fiel ich immer wieder in das magische Loch, das diese normale Existenz oft genug so irreal werden ließ. Es war wirklich nicht einfach, damit zurechtzukommen.

Ich hatte das Glas geleert und drückte auch die Zigarette aus, während Shao das Tablett auf den Tisch stellte und es nicht zuließ, daß ich das Geschirr aus der Küche holte. »Das mache ich schon, John, bleib du bei Suko.«

»Da hast du es«, sagte mein Freund.

»Tja, so sind die Frauen eben, daran ändert auch die Emanzipation nichts.«

»Nur manchmal«, schränkte Suko ein.

»Und ich habe noch immer keinen Hinweis, keine Spur oder irgendeinen Tip«, kam ich wieder auf das Thema zu sprechen.

»Das kommt noch, John.« Suko hatte sich bereits an den Tisch gesetzt und zeigte einen sehr überzeugenden Gesichtsausdruck.

»Wann und wie?«

»Wir müssen uns überraschen lassen. Wie ich uns kenne, wird es uns wie ein Donnerschlag erwischen.«

»Das befürchte ich auch.«

Shao deckte den Tisch. Sie war natürlich informiert worden und fragte, während sie die Frühlingsrollen auf die Teller legte, ob ich denn mittlerweile mehr über den Namen Sinclair und die damit verbundene Vergangenheit wußte.

»Nein, das weiß ich eben nicht. Ich habe es mir ja vorgenommen, aber ich bin dazu einfach nicht gekommen. Ob du es glaubst oder nicht. Du weißt ja selbst, wie wir in Atem gehalten werden. Dämonen legen keine Pause ein und machen auch keinen Urlaub.«

»Das stimmt allerdings.« Sie deutete auf die Stühle. »Die Herren können ihre Plätze einnehmen.«

»Danke«, sagte ich.

Das Essen schmeckte mir gut. Shao beherrschte eben die chinesische Küche. Sie gab sich bescheiden und sagte dann, daß sie die Rezepte aus ihrer Heimat ja nur nachkochte.

Wir aßen, die Zeit rann dahin. Wir kamen auch noch mal auf den Hypno-Hund zu sprechen, der, zusammen mit seinem Besitzer, London einige Zeit in Atem gehalten hatte. Das war vorbei, neue Probleme waren aufgetaucht.

Suko und Shao fiel es auf, daß ich des öfteren zum Telefon hinüberschielte. Schließlich waren es die beiden leid. Sie drängten mich, meine Mutter anzurufen.

Es war spät, aber nicht zu spät. Gerade einundzwanzig Uhr vorbei.

Nervös war ich schon, als ich wählte, und ich wurde ruhiger, denn die Stimme meiner Mutter klang nicht mehr so nervös.

»Deinem Vater geht es gut.«

»Genauer, Mutter.«

»Er hat sich damit abgefunden, daß McDuff bei uns ist. Die beiden reden wie zwei Waschweiber. Dorfklatsch.«

»Das ist okay. Hat McDuff schon seine Runden gedreht?«

»Eine liegt hinter ihm, aber er hat nichts Verdächtiges in der Nähe unseres Hauses ausmachen können.«

»Das ist okay.«

»Gegen zehn Uhr wollte er zur zweiten Runde aufbrechen. Ich habe ihm schon eine Ersatztaschenlampe hingelegt.«

»Das ist gut.«

»Warum?«

»Dann rufe ich anschließend noch mal an. Sagen wir«, ich warf einen Blick auf das Zifferblatt. »So gegen dreiundzwanzig Uhr?«

»Ich warte.«

»Bis dann, Mutter.«

Suko und Shao lächelten mir zu. »Ist alles in Ordnung?«

»Bis jetzt ja.«

»Das klang nicht erfreut, John«, sagte Shao.

Ich nickte ihr zu. »Das ist es auch nicht gewesen, Shao. Ich kann mich nicht freuen, solange ich nicht weiß, was bei meinen Eltern in Lauder genau abläuft. Nicht nur sie stecken in der Falle, ich gehe mal davon aus, daß sich das Netz bereits über mich senkt.« Nach diesem Ausspruch trank ich einen kräftigen Schluck von dem alkoholfreien Bier, das sogar leidlich schmeckte.

»Es geht um die Sinclairs, John.«

»Richtig, Suko, aber diesmal nicht um einen gewissen Henry St. Clair. Das hat mit den Staaten nichts zu tun, sondern ist einzig und allein auf Schottland begrenzt.« Mein Freund schaute mich so an, daß ich stutzig wurde. »Was hast du denn?«

»Meinst du das ehrlich?«

»Ja, warum nicht?«

»Aber du hast keine Beweise.«

»Muß ich die denn haben? Eine andere Spur hat es bis jetzt doch nicht gegeben.«

»Man kann ja nie wissen.«

»Reine Theorie.«

»Das ist wahr, John. Nur möchte ich dich mit deinen eigenen Waffen schlagen.«

»Aha, und wie sieht das aus?«

»Hast du nicht immer von deinem Gefühl gesprochen, das dich nur selten trügt?«

»Stimmt.«

»Diesmal befürchte ich, daß sich der Fall ausweiten wird und ich nicht außen vor bleibe…«

***

Sven Hansen hatte es geschafft. Er konnte es kaum glauben, aber das gewaltige Schlachtfeld lag weit hinter ihm, und er, der Mann aus der Zukunft, stolperte wie ein Tor durch eine Zeit, die für ihn in tiefer Vergangenheit lag.

Er wußte nicht, wohin er ging. Er war einfach losgelaufen- und hatte keine Himmelsrichtung im Sinn gehabt. Irgendwann hatte er dann in der Dunkelheit schwache Lichter gesehen, flackernd, nicht starr in der Finsternis stehend. Hansen hatte die Richtung geändert. Lichter interessierten ihn immer, auch wenn er nicht wußte, was ihn dort genau erwartete, aber er wollte nicht weiterhin nur stur durch die Finsternis laufen. Er brauchte einen Menschen, dem er zumindest die einfachsten Fragen stellen konnte und darauf hoffte, daß er auch Antworten bekam.

Da er aus der Richtung des Lichts keinen Schlachtlärm hörte, ging er davon aus, daß an dieser Stelle zumindest ein trügerischer Frieden herrschte. Ob und wann er gebrochen wurde, wußte er auch nicht.

Vielleicht hielt er so lange an, bis er Bescheid wußte.

Noch immer mußte er darüber nachdenken, daß er noch lebte, sich aber in einer anderen Zeit befand und nicht auf irgendeiner Freilichtbühne. Die Umgebung war finster. Wolken verdeckten den Mond und die Sterne. Er sah nicht mal, ob der Boden nur glatt und steinig oder auch mit Gras bewachsen war. Die Finsternis fraß einfach alles.

Dann hörte er ein Geräusch.

Vor ihm klang es auf. Leise noch, doch als Hansen schneller lief, nahm das Geräusch an Lautstärke zu. Er starrte nach vorn und entdeckte sehr bald einen sich bewegenden Schatten in der Dunkelheit, von dem das Geräusch stammte.

Es hörte sich nicht nur an, als wäre es passend für die Zeit gewesen. Er kannte es auch aus seinem eigentlichen Leben. So etwas entstand, wenn metallberingte Räder über einen holprigen Boden fuhren. Seiner Ansicht nach mußten die Räder zu einem Karren gehören, auf dem etwas transportiert wurde.

Als er noch schneller lief, wallte ihm plötzlich etwas entgegen, das ihm im ersten Augenblick den Atem raubte. Er wurde langsamer.

Es war ein widerlicher Gestank, der wie eine unsichtbare Wolke auf ihn eindrang. Sein Magen revoltierte. Er hatte das Gefühl, faules Fleisch in den Mund gesteckt zu bekommen. Hansen schluckte, holte nur durch die Nase Luft, aber den Gestank konnte er nicht ignorieren. Er blieb und das harte, knirschende Geräusch auch, als würden die Räder etwas zermalmen.

Er hatte sein Tempo wieder beschleunigt. Der Weg führte leicht bergab. Die Lichter konnte er besser erkennen, und er sah nur, daß es doch mehr waren, als er angenommen hatte.

Der Gestank nahm zu. Plötzlich erinnerte sich Hansen wieder an seine Taschenlampe. Er holte sie hervor, lief mit schnellen Schritten wie ein moderner Walker, schaltete die Lampe ein und verfolgte den auf- und abwippenden Strahl, der auch sein Ziel traf.

Es war tatsächlich ein Wagen, ein niedriges Fuhrwerk, mit einer Ladefläche, die nicht leer war.

Etwas bewegte sich dort, doch nicht aus eigener Kraft. Die Körper machten nur die Bewegungen mit, die ihnen der schaukelnde Wagen vorgab. Sie selbst konnten sich nicht mehr bewegen, denn sie waren tot.

Auf dem Wage lagen die Leichen!

Sven Hansen hielt den Atem an. Plötzlich revoltierte sein Magen. Jetzt wußte er auch, woher der Gestank kam. Wer immer den Wagen auch lenkte, er hatte die schreckliche Aufgabe gehabt, die Toten aufzusammeln, um sie in die Stadt zu bringen.

Als Hansen weiterlief, mußte er würgen, aber er blieb nicht zurück,

sondern holte auf, und das bleiche Licht seiner Lampe tanzte über die leblosen Körper hinweg.

Ob Männer, Frauen oder Kinder, die Soldaten hatten einfach keine Rücksicht genommen und alles niedergemetzelt, was sich ihnen entgegengestellt hatte.

Auch der Mann auf dem Bock hatte bemerkt, daß es hinter ihm heller geworden war. Er drehte sich jetzt um. Dabei schaute er in das Licht und konnte zuerst nichts erkennen, weil ihn der helle Strahl blendete. Er zwinkerte, dann duckte er sich und schrie einige Worte in Hansens Richtung. Er bewegte den rechten Arm. Hansen sah, daß er eine Peitsche schwang, um sein Reittier anzutreiben.

Das Tier grunzte nur, lief aber nicht schneller. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Ochsen.

Sven Hansen passierte den Wagen an der linken Seite und gönnte den auf der Ladefläche liegenden Leichen keinen Blick. Die wollte er nicht mehr sehen, der verfluchte Geruch reichte ihm völlig, und dann hatte er den Bock erreicht.

Ein Ochse hing im Gespann. Er trottete weiter, aber der Mann auf dem Sitz, ein vierschrötiger Kerl hob den rechten Arm mit der Peitsche und ließ dem Fremden das schwere Leder um die Ohren sausen.

Hansen war schneller. Er hatte schon einige Prügeleien mitgemacht und überlebt. Bevor ihn die Peitsche treffen konnte, duckte er sich, und als der Vierschrötige noch einmal zuschlagen wollte, nutzte Hansen die Gelegenheit und kletterte gedankenschnell von der Seite her auf den Bock. Er war dem anderen plötzlich sehr nahe und Hansen schlug zu. Er traf den Hals des Angreifers.

Sven hörte ein Gurgeln. Der Vierschrötige wurde gegen das hintere Brett katapultiert und verlor die Zügel. Er dachte nicht an Gegenwehr, keuchte nur und stammelte ein paar Worte, die Hansen nicht verstand.

Der Wanderer hatte viele Sprachen und Dialekte kennengelernt, und dieses Wissen setzte er ein.

»Wo sind wir?« fragte er in mehreren Sprachen.

Der Mann krächzte und keuchte nur. »Wie heißt der Ort?«

Er erhielt eine Antwort, die er nicht verstand. Aber er sah auch die Angst in den Augen des Mannes, die irgendwie weiß leuchteten. Er hörte ihn wieder keuchen, stellte die Frage erneut und gab dem Knaben Gelegenheit, sich zu erholen.

Dann nuschelte der Vierschrötige etwas wie »Alben«, aber das reichte Hansen aus.

Er hatte Alet-les-Bains gemeint. Das mußte es sein. Es gab keine andere Möglichkeit. Die Gegend um Carcassonne und den Süden Frankreichs kannte er ziemlich gut. Es gab einen Ort mit diesem Namen auch in seiner Zeit. Wenn er jetzt eintreffen würde, dann nur um einige hundert Jahre früher.

Hansen war einigermaßen zufrieden.

Der Ochse lief von allein schneller. Wahrscheinlich hatte er Wasser und Futter gewittert, aber Sven wollte noch mehr wissen und er fragte, ob sich in Alet-les-Bains auch Soldaten aufhielten.

Der Vierschrötige gab ihm keine Antwort. Er hatte ihn wohl nicht verstanden.

»Soldaten?«

»Ja.«

»Auch in Alet-les-Bains?«

Der Leichenkutscher hob die Schultern.

»Sind sie da?«

»Ähm…«

»Ach, leck mich doch kreuzweise!« fluchte Hansen und drehte sich von ihm weg. Er wollte, wenn er den Ort erreichte, nicht unbedingt auf dem Bock sitzen, sondern sich zu Fuß einschleichen. Das war am besten.

Der Weg lief jetzt gerade. Die über ihn hinwegrasenden und kratzenden Räder wirbelten Staubwolken auf, die Hansen auf dem Bock sitzend kaum wahrgenommen hatte. Jetzt aber sprang er in den Staub hinein, torkelte noch auf den Straßengraben zu, konnte sich aber fangen und rutschte nicht aus.

Er drehte sich um.

Der Wagen war an ihm vorbeigerollt. Die Leichen schaukelten noch immer auf der Ladefläche. Sie sahen aus wie Puppen, die von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Hansen war kein besonders gläubiger Mensch, jetzt aber schlug er ein Kreuzzeichen, als er der makabren Fracht nachschaute.

Das habe ich überstanden, dachte er, schüttelte den Kopf und wünschte sich einen dreifachen Schnaps, mit dem er den verfluchten Leichengeschmack aus dem Mund spülen konnte.

Das Rattern der Räder war verstummt. Vor ihm lag der Ort in einer nahezu bedrückenden Stille. Er hörte keine Stimmen, kein Geschrei, es schien alles tot zu sein, aber die Feuer leuchteten, und ihr Widerschein glitt auch über Häuser hinweg, die diesen Namen nicht verdienten, denn es waren mehr Hütten, die in diese Mulde hineingebaut worden waren, wobei sie von Hängen geschützt wurden.

Weiter vor sich glaubte er, dunklere Schatten zu sehen. Das konnten durchaus hohe Felsen sein, die sich in der Nacht abhoben.

Sven Hansen wollte nicht daran denken, was hinter ihm lag und auch nicht daran, was ihn noch erwarten konnte. Er würde es nehmen, wie es kam, etwas anderes blieb ohnehin nicht übrig.

Mit diesem Vorsatz machte er sich auf den Weg. Sehr bald schon sah er rechts und links des schmalen Pfades die ersten Bauten. Es waren primitive Hütten, oft nur mit lückenhaften Dächern versehen.

Er konnte nicht feststellen, ob sie zerstört worden waren oder ob man sie gar nicht erst weitergebaut hatte.

Die Feuer wiesen ihm den Weg, und der Mann aus der Zukunft sah sich sehr bald in den engen Gassen dieses kleinen Ortes. Es stank auch hier nach Leichen und menschlichen Ausdünstungen. Vor ihm hatten sich mehrere Frauen versammelt und fingen an zu jammern. Es waren regelrechte Klagelieder, die durch die Gasse wehten, und das Gejammer peinigte die Ohren des Zuhörers.

Er wünschte sich weit, weit weg. Zurück in seine Zeit. Und er hoffte darauf, daß der Reiter und sein Gespenst oder Schatten wieder erscheinen würden.

Sie aber ließen sich nicht blicken, und so ging er durch die Gasse, weil er sich dem Zentrum des Ortes nähern wollte, wo auch die Feuer brannten. Er hoffte, auch bald etwas zu trinken zu bekommen.

Man hatte drei Feuere angezündet, die zudem so zueinander standen, daß sie ein Dreieck bildeten.

In dessen Mitte stand der Leichenkarren. Hinter ihm knieten drei Frauen und jammerten ihren Schmerz hinaus. Um sie herum standen einige alte Männer, die sich mit Knüppeln bewaffnet hatten.

Es war lächerlich, mit ihnen gegen die Schwerter und Lanzen der Soldaten ankämpfen zu wollen.

Sven Hansen gelangte immer näher an das Ende der schmalen Gasse heran. Auf einer Mauer hockte eine Katze, die mit einem lauten Schrei vor ihm floh.

Dann hatte er fast die Feuerstelle erreicht und mußte achtgeben, nicht im Licht entdeckt zu werden.

Zwei ältere Männer suchten sich weitere Helfer und luden die Toten ab, um sie später würdig begraben zu können.

Ob ihnen das gelang, wußte niemand. Das Land befand sich im Krieg. Feindliche Horden waren eingefallen und bekämpften und bestahlen die Einheimischen.

Sven wußte nicht, um was es bei diesem Krieg ging, aber er haßte alle Kriege. Für ihn persönlich gab es keinen Grund, daß die Völker übereinander herfielen. Man konnte auch friedlich zusammenleben und brauchte sich nicht die Köpfe einschlagen zu lassen. Aber die Politiker hatten nichts gelernt. Auch in Hansens Zeit tobten zu viele Kriege, sogar in dem angeblich so zivilisierten Europa.

Sven Hansen wischte die Gedanken weg. Er mußte sich auf sich selbst konzentrieren. Es konnte nicht angehen, daß er nur stehenblieb und zuschaute, wie die Menschen ihre Toten abluden und sie wegschleppten. Irgendwann würden die Soldatenhorden auch über diesen Ort herfallen. Er hatte auf der Leichenkarre nicht nur Männer gesehen. Auch Frauen und Kinder hatten sich unter den Toten befunden, Rücksicht wurde nicht genommen.

Noch hielt er sich im Schatten auf und dachte darüber nach, wie er auftreten sollte. Es war nicht einfach für ihn. Er hatte ja erlebt, wie erschreckt dieser vierschrötige Leichenkutscher gewesen war, als plötzlich ein Fremder neben seinem Gefährt aufgetaucht war. Anders würde es diesen Menschen hier auch nicht ergehen.

Die Feuer sonderten beißenden Rauch ab. Er trieb durch die Gassen und kroch auch an den Hauswänden in die Höhe.

Die Menschen hatten die Toten jetzt alle abgeladen. Sie beweinten und betrauerten sie. Ein kleines Mädchen, in Lumpen gekleidet, schritt an den Leichen entlang. Es war so schockiert, daß es nicht mal weinen konnte.

Hansen merkte, wie das Mitleid in ihm hochstieg. Die Menschen hatten so oft von den früheren Zeiten gesprochen, wo angeblich alles besser gewesen war. Dem konnte Hansen nicht zustimmen.

Trotz aller Fehler war er froh, in seiner Zeit leben zu können, und er wünschte sich, dort wieder gesund hinzugelangen.

Der Lärm des Kampfes erreichte Alet-les-Bains noch nicht. Das hier war eine andere Welt, aber auch grausam und makaber. Vielleicht war der Ort schon überrannt worden, was Hansen allerdings nicht so recht glaubte, dann wären ihm mehr Zerstörungen aufgefallen. Die Soldaten würden sicherlich noch erscheinen.

Plötzlich erstarrte er. Er wollte es nicht glauben, aber es stimmte. Getäuscht hatte er sich nicht. Das Geräusch, das an seine Ohren klang, kam ihm bekannt vor. Mit ihm hatte praktisch alles begonnen.

Es war Hufschlag.

Hufschlag?

Seine Kehle trocknete noch mehr aus. Hansen wurde nervös. Er baute sich weiter vorn auf, um erkennen zu können, ob es der Reiter war, den er meinte.

Ja, er war es.

Er ritt auf das erste Feuer zu, dessen Helligkeit ihn aus der Dunkelheit hervorholte. Er saß auf demselben Pferd, er trug dieselbe Kleidung, und die Bewohner hatten seine Ankunft bemerkt. Sie umringten den Reiter.

Hansen hätte gern seinen Namen gewußt. Zu fragen traute er sich den Mann nicht. Seiner Ansicht nach mußte er schon etwas Besonderes darstellen. Einen großen Kämpfer, vielleicht einen der vielen Helden, wie sie jeder Krieg hervorbrachte.

Der Reiter hielt die Zügel fest, denn das Pferd mochte den Leichengeruch nicht. Es schnaubte wild.

Der Reiter hielt an.

Kein Hufschlag mehr.

Stille!

Bedrückend, angespannt.

Auch Hansen hatte sich von ihr anstecken lassen. Er war gespannt, was der Reiter unternehmen würde. Der stieg vom Pferd. Seine Bewegungen waren langsam, aber er sah aus wie jemand, der genau wußte, was er zu tun hatte.

Mit ebenfalls langsamen Schritten näherte sich der Kämpfer den Toten. Er blieb neben ihnen stehen.

Er schaute sie an und nickte. Dann wandte er sich den alten, Männern, Frauen und Kindern zu.

Hansen wußte, daß der fremde Ritter etwas sagen wollte. Er war gespannt auf die Worte, und er hoffte, daß er etwas verstand. Bevor es soweit war, trat eine Frau vor und rang flehend ihre Hände.

Sie schaute den Mann an, sie flüsterte ihm etwas zu, aber der Ritter schüttelte den Kopf. Er konnte ihr nicht helfen.

Dann redete er.

Die Frau war wieder zurückgegangen. Sie fiel neben den Toten auf die Knie und weinte.

Für den Ritter war es das Zeichen, mit seiner Rede zu beginnen. Er sprach mit ziemlich lauter Stimme, packte dabei seinen Mantel und hängte ihn sich um. Hansen entdeckte auf dem Mantel ein weißes T und wußte nicht, was er damit anfangen sollte. Der Ritter sprach französisch. Die Menschen hingen mit ihren Blicken an seinen Lippen, und er schien ihnen klar zu machen, wie düster ihre Zukunft aussah. Sie senkten die Köpfe, einige weinten. Ein paarmal verstand Hansen auch das Wort Kirche.

Sollte damit die Kapelle gemeint sein, die er als einen Unterschlupf benutzt hatte?

Er wollte Klarheit und tat das, was er schon lange hatte tun wollen. Er verließ seine Deckung und ging vor. Wie ein dunkles Gespenst trat er in den Widerschein der Feuer, spürte ihre Hitze und ihren Rauch, aber er kümmerte sich nicht darum. Der Ritter war wichtiger.

Menschen wichen zurück, als sie den Fremden sahen. Das Pferd des Reiters schnaubte heftig, es bewegte seinen Kopf, und der Ritter mußte es festhalten.

Er war der einzige unter den Menschen, der keine Überraschung zeigte, sondern Hansen offen anschaute.

Sven blieb stehen. Er fühlte sich nicht wohl. In seinem Magen lag ein dicker Klumpen. Er wollte auch nicht über sein Schicksal nachdenken, sonst wäre er noch verrückt geworden. Ihn interessierte nur der Ritter. Der hatte ihn in diese verdammte Zeit geschafft, und er wollte ihn auch wieder zurückbringen.

»Ich bin da!« sagte er.

Der Fremde nickte.

Gut, dachte Hansen, sehr gut. Er hat dich also verstanden. Dann kann es weitergehen. »Du hast mir deinen Namen nicht gesagt. Wer bist du?

Wie kannst du durch die Zeit reisen? Wie ist es möglich, verdammt noch mal? Was läuft hier ab?«

»Ich heiße St. Clair…«

»Und?«

»Ich habe versucht, die Menschen zu warnen, aber sie haben nicht auf mich gehört. Die Horden sind aus dem Norden eingefallen, und sie stehen unter dem Befehl des Papstes Innozenz III. Sie morden und plündern in seinem Namen, sie machen die Dörfer und Städte dem Erdboden gleich. Unzählige Menschen haben bereits ihr Leben verloren, und ein Ende ist nicht abzusehen. Dieses Land wird Languedoc genannt. Großartige Städte gab es hier, aber sie sind alle in Schutt und Asche gefallen. Toulouse, Narbonne, Carcassonne oder Perpignan. Die Horden waren überall und reiten nun über die Dörfer, um dort zu töten. Die Horden haben sich ebenso wie die Kreuzfahrer, rote Kreuze auf ihre Mäntel genäht, und man hat ihnen auch den gleichen ›Lohn‹ versprochen: Vergebung aller Sünden, ein sicherer Platz im Himmel und das Einbehalten der Beute, die sie machten.«

Hansen nickte. Das meiste hatte er verstanden. Eine Frage brannte ihm auf der Zunge. »Warum das alles?«

»Macht, mein Freund, Macht. Diese Provinzen im Süden, wo der Einfluß Kastiliens und der arabische zu spüren ist, sind den Herren im Norden und auch der Kirche zu mächtig geworden. Man will sie vernichten, man will die Katharer, so wurden wir genannt, nicht hochkommen lassen. Die Kirche fürchtet, daß sich viele Katharer zur Wiedergeburt bekennen. Deshalb hat der Papst zusammen mit den weltlichen Herrschern im Norden seine Heere geschickt, um die zu töten, die nicht für ihn sind. Das ist es gewesen.«

»Ja, ja, das habe ich verstanden«, sagte Hansen nach einer Weile. »Das ist ja hier Geschichte.«

»Stimmt.«

»Und du, wer bist du?«

»Einer, der sie mitgeschrieben hat.«

»Ein gewisser St. Clair?«

»Ja.«

»Auch Katharer?«

»Ja.«

»Aber ich kenne dich aus meiner Zeit. Ich habe dich dort gesehen. Wieso treffe ich dich hier?«

»Ich bin ein Wanderer.«

»Wie ich!«

»Das weiß ich nicht«, bekam Hansen zur Antwort. »Aber es hat schon alles seinen Sinn. Mein Leben, mein Glauben und auch meine Zukunft. Du sollst ein Bote für die Zukunft sein, deshalb habe ich dich geholt. Deshalb habe ich dich nach Alet-les-Bains gelockt, damit du später

einmal berichten kannst.«

»Gibt es für mich ein Später?«

»Das wird so sein.«

»Wie und wann?«

»Ich werde dich jetzt zu einem bestimmten Ort mitnehmen. Er wird in der Zukunft eine wichtige Rolle spielen, was dich jetzt nicht zu interessieren braucht. Wir müssen diesen Ort erreichen, der zu einer besonderen Zone des Geistes geworden ist.«

Sven Hansen schüttelte den Kopf. »Darf ich fragen, was für ein Geist das sein soll?«

»Du wirst es sehen.«

»Dein Begleiter?«

»Laß dich überraschen.«

»Und was ist mit den Soldaten, St. Clair? Was ist mit ihnen los, verdammt? Sie werden doch kommen und diesen Ort hier überrennen.«

»Sie waren schon da. Aber du hast recht. Sie werden zurückkehren und die Saat des Grauens einpflanzen. Sie sind wie die Wölfe, und deshalb müssen wir uns beeilen. Es kann sein, daß schon welche im Schutz der Dunkelheit eingesickert sind. Sie haben überall ihre Spione, und ich bin bei ihnen nicht sehr gelitten. Wenn sie mich in die Hände bekommen, werden sie mich vierteilen wollen.«

Hansen widersprach nicht. Er mußte dem Mann trauen, der sich ihm als St. Clair vorgestellt hatte.

Er war der einzige Halt, den er in dieser Zeit hatte, und er wollte auch nicht weiter darüber nachdenken, wie er es geschafft hatte, ihn in die Vergangenheit zu holen. Er nahm es hin, er würde es auch weiterhin hinnehmen, und er würde sich von den Feuern wegführen lassen, um einen bestimmten Platz zu erreichen.

Er hatte nie von diesen Kriegen gehört. Geschichte interessierte ihn kaum oder nur dann, wenn die Seefahrt eine große Rolle gespielt hatte. Das war hier nicht der Fall gewesen. Die Heere aus dem Norden, die sich als Kreuzritter schmückten, brauchten nicht über das Meer ins Heilige Land zu segeln.

Die Menschen blieben zurück. Hansen konnte nicht anders. Er mußte noch einmal einen Blick über die Schulter werfen. Er sah die Verzweifelten an den Feuern stehen, wo auch die Leichen lagen und die Lebenden kaum anders wirkten als die Toten.

So etwas war einfach schrecklich, grauenvoll!

Sie gingen weiter. Der Schein des Feuers löste sich auf. Dunkelheit umfing sie. Das Pferd trottete neben ihnen her. Es hielt seinen Kopf gesenkt. Hin und wieder schnaubte es.

Die Nacht war warm geblieben. Es wehte kaum Wind, und so hatte sich die schlimme Luft halten können. Sie hing wie eine Decke über

dem Ort.
Hansen schwieg.
Auch sein neuer Begleiter sagte kein Wort. Ihre Tritte waren kaum zu hören. Der Hufschlag des Pferdes verschluckte sie. Überhaupt verschluckte und verbarg die Nacht viel. Sven war froh, nicht am Tage hergekommen zu sein. Wer konnte schon sagen, wie das Land richtig aussah? Sicherlich lagen noch viele Leichen herum, die allmählich vermoderten.
Er hielt sich nicht an der Seite des Ritters, sondern dicht hinter ihm. Der Mantel des Mannes wehte bei jeder Bewegung hoch oder zur Seite hin, und er begleitete ihn wie eine Fahne, auf dessen dunklerem Stoff sich das helle Kreuz abmalte, über dessen Funktion sich Hansen Gedanken machte. Er traute sich nicht, den Mann zu fragen. Zu große Neugier war manchmal nicht gut.
Sie durchquerten fast den gesamten Ort, um sich dann in eine andere Richtung zu wenden. Wieder schluckte sie eine schmale Gasse. Der Boden unter ihren Füßen war mit Staub bedeckt. Ein paar trockene Grasbüschel wuchsen auf den Resten einer schmalen Mauer, und ihr gegenüber hob sich ein Schatten ab.
Es war ein kleines Haus, mehr eine Hütte, die ein schiefes Dach bekommen hatte.
Als St. Clair stehenblieb, stoppte auch das Pferd seine Schritte. Zwischen Haus und Mauer ballte sich die Finsternis zusammen. So konnte Sven kaum das Gesicht des Mannes erkennen, obwohl dieser dicht vor ihm stand. Der Mann roch nach Pferdeschweiß und vielleicht auch nach Blut und Tod. Das bildete sich Hansen jedenfalls ein.
»Wir sind da!« sagte er schlicht.
»Und wo sind wir«
»An einer wichtigen Stätte. Für dich und auch für mich. Wir werden hier Schicksal spielen.«
Große Worte, die Hansen auch so auffaßte. Er konnte deshalb den Schauer nicht aufhalten, der sich auf seinem Körper ausbreitete. »Schicksal?« murmelte er.
»Ja.«
»Wie soll ich das denn…?«
»Du wirst es begreifen, denn du bist dazu ausersehen, die Botschaft zu überbringen.«
»Welche - und wohin?«
»In deine Zeit.«
»Was soll ich?«
»Ja, in deine Zeit!« wiederholte St. Clair.
Sven Hansen schüttelte den Kopf. »Das ist verrückt, das begreife ich nicht. Wieso denn in meine Zeit? Da sind wir doch gewesen. Du hast

mich aus meiner Zeit herausgeholt. Warum hast du das getan? Du hättest es mir doch auch in meiner Zeit erklären können.«

»Es muß alles seine Regeln haben. Niemand hätte mir geglaubt, wenn ich dich an einen bestimmten Punkt gebracht hätte, mein Freund. So aber bist du hier, und du wirst auch weiterhin hier sein, wenn auch unter veränderten Vorzeichen.«

»Verdammt, da komme ich nicht mit.«

»Das wirst du noch. Laß uns erst einmal eintreten.« St. Clair drehte sich um. Er ging einen Schritt nach vorn, und dann hörte Hansen, wie er eine Tür aufdrückte, was unter knarrenden und auch quietschenden Geräuschen geschah.

Das Pferd blieb draußen. Es war unruhig geworden. Es scharrte mit den Hufen, es wieherte leise, es bewegte seinen Kopf, dann erst ging es zur Seite.

Hansen konnte dem anderen folgen, der auf der Schwelle stehengeblieben war.

»Was ist denn los?«

»Es ist wahrscheinlich zu spät.«

»Wieso?«

St. Clair gab die Antwort auf seine Weise, denn er zog das Schwert aus der Scheide. Hansen hörte das dabei entstehende Geräusch und plötzlich wünschte er sich auch eine Waffe. Eine kleine Maschinenpistole. Er hatte erlebt, wie phantastisch damit geschossen werden konnte. Er trug nur sein Messer bei sich, lächerlich im Vergleich zu Schwertern oder Lanzen.

Aber er besaß eine Taschenlampe und wollte auch nicht länger warten. Dieser St. Clair wußte davon nichts. Wenn er die Lampe einschaltete, würde er sicherlich überrascht sein ein plötzliches Licht zu sehen, das sich armdick durch die Finsternis bohrte.

Er war es nicht.

Der Strahl stach an ihm vorbei und kreiste, weil der Träger seine Hand ebenfalls bewegte. Er durchsuchte den Raum, der niedrig war. Der Kegel tanzte über die Wände. Er glitt auch über den schmutzigen Boden hinweg, erfaßte schlichte Holzbänke, die an der Wand standen, und traf schließlich eine schmale Tür gegenüber.

»Hier soll es sein?«

»Ja, hier ist es.«

»Aber ich sehe nichts.«

St. Clair gab keine Antwort, sondern ging tiefer in das Haus mit der niedrigen Decke. Er ging nicht bis zur Mitte, sondern blieb schon sehr bald stehen.

»Ich kann dir nicht zuviel sagen, denn die Zeit drängt. Alles andere wird sich ergeben, denn du bist von mir ausgesucht worden. Du bist der Bote, und du bist sehr wichtig, hast du verstanden?«

Hansen nickte, obwohl er nichts begriffen hatte. Das spielte auch keine Rolle mehr, er spielte hier nur die zweite Geige und wollte einfach nur weg.

»Viele Jahre später wird hier ein Zentrum entstehen, das für mich sehr wichtig ist. Ich muß meinen Fluch loswerden, ich will nicht mehr so weitermachen. Ich möchte meinen Frieden finden, aber du mußt mir dabei helfen.«

»Wenn ich kann…«

»Das kannst du.«

»Wie denn?«

»Man wird dir Fragen stellen, und du wirst sie auch beantworten. Du wirst nur sagen, was du hier…«

Er verstummte, trat zurück, um Platz für sein Schwert zu haben, das er in die Höhe schwang. Zugleich hatte das Pferd draußen ein schrilles Wiehern ausgestoßen, dann galoppierte es weg, und plötzlich waren draußen die Schreie zu hören.

Nur kurz, dann erschienen die Soldaten. Sie waren an der Tür, drängten in den Raum, und St. Clair mußte sich ihnen zum Kampf stellen, während Hansen flüsterte: »Das darf doch nicht wahr sein…«

***

Aber es war eine Tatsache, es stimmte. Sie waren zu viert, sie waren bewaffnet, und sie stürmten mit gezogenen Schwertern in den Raum, um St. Clair zu vernichten.

Er stellte sich ihnen.

Urplötzlich glaubte Hansen, sich in einem der Ritterfilme zu befinden, die er als Junge so gern gesehen hatte.

Und er erlebte, welch ein Meister dieser St. Clair im Umgang mit seiner Waffe doch war.

Angst zeigte er nicht.

Er kämpfte.

Sein Schwert, das er mit beiden Händen festhielt, wurde zu einer mörderischen Waffe, und er hatte durch seine harte Gegenwehr die Eindringlinge überrascht.

Plötzlich spritzte Blut, als die Klinge den Hals eines Angreifers durchbohrte. Der Mann sackte zusammen, ein anderer stolperte über ihn, und St. Clair hieb ihm mit seinem Schwert den rechten Arm ab.

Noch waren zwei da.

Sie griffen ihn von verschiedenen Seiten an, trieben ihn auch zurück, so daß er in die Nähe des angsterfüllten Sven Hansen geriet, der nicht wußte, was er tun sollte.

Seine Lampe hatte er nicht ausgeschaltet. Er hielt sie auch nicht starr, denn immer wieder bewegte er seinen Arm, um dorthin zu leuchten, wo der Kampf tobte.

Der helle Schein traf mal St. Clair, dann wischte er über die beiden noch lebenden Soldaten hinweg, von dem der eine im Gesicht blutete, als wäre ihm das halbe Kinn weggeschlagen worden. Aber er kämpfte weiter, wie auch sein Begleiter, während der Armlose auf dem Boden lag und jämmerlich schrie.

Hier gab es keine Gnade. Hier war ein normales Haus zu einem Schlachtfeld umfunktioniert worden, und die drei Männer ächzten um die Wette, während keiner von ihnen nachgeben wollte, auch nicht der Verletzte.

St. Clair hatte es schwer. Er mußte zurück. Er mußte die Schwerthiebe der anderen beiden abwehren, die von zwei Seiten gegen ihn geführt wurden.

Er schaffte es, aber auch seine Kräfte würden erlahmen. Die Männer schrieen und spuckten sich an.

Ihre Gesichter waren nicht mehr als menschlich anzusehen. In ihnen lag der Haß. Er paarte sich mit dem absoluten Willen, zu überleben.

Die beiden Soldaten hatten eingesehen, daß sie auf die Art und Weise, wie sie kämpften, nicht zum Ziel kamen. Sie versuchten es mit einer anderen Taktik.

Der noch Unverletzte von beiden sprang plötzlich aus der Reichweite des feindlichen Schwertes zurück, lief dann sehr schnell, um einen Bogen zu schlagen. Seine Taktik war klar. Er wollte in St.Clairs Rücken gelangen, um ihn hinterrücks zu töten.

Das wußte auch Hansen.

Der Mann war ihm wichtig. Er mußte etwas tun. Zwar besaß er keine Waffe, aber es mußte ihm irgendwie gelingen, den Soldaten abzulenken. Einen Helm trugen beide nicht. Die dunklen Haare wirbelten wirr um ihre Köpfe, und Hansen hob die Lampe an, um dem Mann in die Augen zu leuchten.

Der Soldat fluchte. Er war geblendet worden, riß den linken Arm hoch und ging zurück.

Das machte Hansen mutiger. Er wollte seinen Erfolg ausweiten, den anderen noch weiter blenden und - wenn möglich - ihm dabei die Waffe entreißen.

Hansen hatte sich zuviel vorgenommen und auch den anderen unterschätzt, der es trotz der Blendung schaffte, sein Schwert einzusetzen. Während Sven vorging, schlug er zu.

Hansen sah es. Er zuckte noch zur Seite, aber er war nicht schnell genug.

Das Schwert erwischte ihn. Er spürte schon den heißen Schmerz, der durch seinen Körper raste, und plötzlich sah er auch Blut aus seiner Wunde quellen. Die Beine wurden ihm schwer, und es gelang ihm nicht, sich auf den Füßen zu halten.

Hansen sackte in die Knie.

Der andere kam.
Das Schwert sollte noch einmal in Aktion treten und Hansen den Kopf abschlagen.
Im selben Augenblick wischte etwas auf den Soldaten zu und fuhr hautnah an dem knienden Hansen vorbei. Er sah nur einen silberfarbenen Streifen und hörte den dumpfen Aufprall, als sich die von St. Clair geworfene Waffe in die Brust des anderen bohrte und ihn gegen die Wand trieb.
Seine Arme zuckten unkontrolliert, dann brach er zusammen, wo er stand, und blieb tot liegen.
Auch der am Kinn verletzte Soldat lebte nicht mehr. Ein Schwerthieb hatte seinen Kopf beinahe gespalten.
St. Clair holte sich sein Schwert zurück. Er stützte sich auf der mit Blut befleckten Klinge ab, als er neben Sven Hansen in die Knie ging.
Hansen schaute ihn an. »In meinem Körper wühlen die Schmerzen!« keuchte er. »Ich habe Scheiße gebaut. Ich bin selbst schuld. Ich werde sterben, ich bin getroffen.«
St. Clair ging nicht darauf ein. »Wir müssen uns beeilen«, sagte er nur.
Hansen glaubte, sich verhört zu haben. »Wie meinst du das denn?«
»Es wird dabei bleiben.«
»Ich soll wieder…«
»Du wirst zurückkehren, das mußt du mir glauben.« Er richtete sich auf und kümmerte sich nicht mehr um den Verletzten. St. Clair wandte ihm den Rücken zu. Über die Leiber der Toten schaute er hinweg auf die offene Tür. Er selbst war nicht verletzt, abgesehen von einigen Schrammen. Darum kümmerte er sich jedoch nicht.
Es war ziemlich still geworden. Nur der Verletzte atmete heftig. Er starrte gegen den Rücken des Ritters und sah plötzlich, daß sich St. Clair etwas bewegte.
Eine Wolke schwebte in das Haus. Düster und gewaltig, wie eine Drohung und Hansen wußte Bescheid. Er kannte dieses Gebilde. Es war keine Wolke, es war das Gespenst, das er schon in seiner Zeit entdeckt und auch erlebt hatte.
St.Clairs unheimlicher Begleiter.
Der Mann hatte das Schwert wieder weggesteckt und breitete die Arme aus, um seinen Begleiter zu empfangen. Die bullige Wärme verließ den Raum, sie wurde von einer seltsamen Kälte verdrängt, die auch Hansen erfaßte.
Näher und näher kam das Gespenst. Der Kuttenschatten drückte sich gegen ihn, und plötzlich glaubte Hansen, sich in einem Traum zu befinden, auch wenn seine Schmerzen geblieben waren.
Es mußte einfach an der Gegenwart des Gespenstes liegen, daß sich seine Umgebung veränderte. Da zogen sich die Wände zusammen und

rückten zugleich von ihm weg. Er starrte gegen den feinstofflichen Körper, er sah ihn größer und zugleich kleiner werden. Auch St. Clair war so weit weg, aber er hörte noch die Stimme des Mannes.

»Du bist der Bote. Du wirst es ihnen sagen, du wirst alles melden, alles, hörst du…?«

Sven Hansen schaffte die Antwort nicht. Er spürte nur, daß er durch den Blutmangel immer schwächer wurde. Aber er wurde nicht bewußtlos, während alles um ihn herum allmählich verging und sich statt dessen etwas anderes aufbaute.

Eine andere Umgebung, ein anderer Geruch, und er spürte plötzlich unter sich etwas Hartes.

Er sah auch Licht.

Eine kleine Lampe nur, nicht mehr.

Seine rechte Hand zuckte. Sie strich über einen glatten Gegenstand hinweg. Automatisch krümmte sie sich zu Faust, weil sie den Gegenstand umklammern wollte.

Das schaffte er auch.

Der Gegenstand war glatt.

So glatt wie ein Knochen, der abgenagt worden war. Dieser Gedanke schoß ihm durch den Kopf.

Sein Mund öffnete sich. Er schrie plötzlich auf, dann sackte er in seiner schrägen, halb liegenden und halb sitzenden Haltung zusammen…

***

Abbé Bloch, Führer der Templer, hatte schon in den vergangenen Stunden gewußt oder geahnt, daß an diesem Tag noch etwas passieren würde. Es lag einiges in der Luft, auch wenn diese durch den herrlichen Blütenduft eines Frühsommers durchzogen wurde, aber irgend etwas stimmte da nicht.

Ärger?

Ein neuer Hinweis auf bestimmte Dinge, die noch an diesem Abend eintreten würden?

Der Templer-Führer wußte es nicht. Er konnte auch keinen seiner Brüder fragen, zudem wollte er es nicht. Deshalb hatte er sich in sein Zimmer zurückgezogen, um zu meditieren, ohne dabei jedoch auf einen bestimmten Gegenstand zu verzichten.

Vor sich auf den Tisch legte er den geheimnisvollen Würfel, dessen Inneres in einem düsteren Rot schimmerte, als wären dort düstere Flammen erstarrt.

Der Würfel war ungemein wichtig für ihn. Er sah ihn als einen magischen Indikator an, der auf bestimmte Ereignisse reagierte und sie ihm auf seine Art und Weise meldete. So konnte es durchaus sein, daß er Gefahren ertastete, noch bevor sie den Abbé und seine Freunde

in Alet-les-Bains erreicht hatten, denn dieser Würfel brachte Botschaften aus fernen Welten und Reichen.

Es gab zu ihm noch ein Gegenstück, das wiederum befand sich im Besitz des Spuks, eines mächtigen Dämons, der Herrscher im Reich der Schatten und der vernichteten Dämonen war, wo deren Seelen in alle Ewigkeit dahinvegetierten.

Bloch legte beide Hände um den Würfel. Er selbst schaltete seine eigenen Gedanken aus, was sehr schwierig war, denn immer wieder hatte er den Eindruck, von der realen Welt eingeholt zu werden, in der er sich ebenfalls mit Sorgen und Problemen herumzuschlagen hatte.

Konnte er in diesem Zustand der relativen Unruhe den Würfel noch aktivieren?

Es wollte ihm heute nicht gelingen. Der Inhalt blieb gleich. Er veränderte sich nicht. Es erschienen die hellen Schlieren nicht, die als Brückenkopf zwischen ihm und dem Würfel dienten und ihm die Botschaft brachten, die eine eventuelle Gefahr mit sich brachte.

Nein, es klappte nicht.

Nach ungefähr fünf Minuten gab der Abbé auf, legte seine Hände flach neben dem Gegenstand auf den Tisch und blieb reglos sitzen, den Blick auf die Fläche gerichtet.

Starr blieb sie. Keine Bewegung im Innern. Niemand wollte sich melden. Auch keine Gefahr?

Der Mann dachte abgehackt und bekam keine Antwort. Aber sein Mißtrauen war geblieben. Dieser Tag würde nicht normal zu Ende gehen, das stand für ihn fest.

Irgend etwas war im Anmarsch, verhielt sich noch still, lauerte im Unsichtbaren und würde sich möglicherweise noch vor Einbruch der Dunkelheit zeigen.

Bloch hob den Kopf etwas an. Er schaute jetzt über den Tisch hinweg zum Fenster seines Arbeitszimmers hin. Hinter der Scheibe war es noch nicht dunkel geworden. Im Mai waren die Tage bereits ziemlich lang. Zwar hatten er und seine Freunde schon zu Abend gegessen, aber es würde noch dauern, bis die Dämmerung vom Land Besitz ergriff.

Unter dem Fenster stand der geheimnisvolle Knochensessel, der eigentlich seinem Freund John Sinclair gehörte. Er aber hatte ihn in seiner Wohnung nicht stellen können und ihn deshalb seinen Templer-Freunden überlassen.

Auch der Knochensessel konnte ihm keine Antwort auf seine drängenden Fragen geben, und so beschloß der Abbé, das Zimmer zu verlassen. Er wollte sich im Haus und auch draußen umschauen.

Vielleicht waren Fremde nach Alet-les-Bains eingedrungen. Feinde, die ihnen Böses wollten. Templer, die einen anderen Weg

eingeschlagen hatten, um dem Dämon Baphomet zu dienen. Es gab so einige Möglichkeiten. Welche stimmte und ob überhaupt eine stimmte, das war die große Frage, die sich nicht so einfach lösen ließ. Der Abbé nahm den Würfel und stellte ihn wieder in einen Schrank zurück, dessen Tür er abschloß. Danach verließ er sein Arbeitszimmer, blieb für einen Moment im leeren Flur stehen und dachte nach.

Im Haus der Templer war es ziemlich still. Die Brüder hatten sich auf ihre Zimmer zurückgezogen.

Einige lagen, andere schauten auf den Bildschirm, denn das Geschehen der Welt lief keineswegs an den Männern vorbei. Sie wußten immer, was sich ereignete. Vieles wurde von ihnen auch aufgezeichnet und archiviert. Man konnte den Männern vieles nachsagen, doch weltfremd waren sie nicht. Unter dem Dach war eine moderne Kommunikationsanlage aufgestellt worden, und hochempfindliche Antennen ragten wie Spione in die Luft.

Der Abbé bewegte sich auf die Haustür zu, die natürlich geschlossen war. Er zog sie auf, und eine herrliche, noch warme Luft streichelte sein Gesicht.

Über das hügelige Vorgebirgsland fuhr ein weicher Sommerwind. Flieder blühte in seiner ganzen Pracht. Die Kirschbäume hatten ihre Blüten bereits abgeworfen, und so sah es in manchen Gärten aus, als wäre Schnee gefallen.

Das Haus der Templer lag nicht weit vom Eingang des Ortes entfernt. Nur wenige Schritte brauchte der Abbé zu gehen, um einen freien Blick zu bekommen.

Er stieg einen Weg hoch, den an der linken Seite eine alte Mauer flankierte. Über die Mauer hinweg ragten Pflanzen. Zwischen deren Grün schimmerten die Heckenrosen, die bereits ihre Blütenkelche geöffnet hatten.

Der Mai und auch der Juni waren eine wunderbare Zeit hier im Süden Frankreichs. Später wurde es sehr heiß, und die Hitze hielt oft bis in den Oktober hin an.

Als Bloch den höchsten Punkt des Wegs erreicht hatte, blieb er stehen. Er konnte jetzt auf das Dach des Templer-Hauses schauen. Der große Garten hinter dem Haus hatte noch Platz genug für einige Anbauten gelassen, was die Templer ausgenutzt hatten, denn einige Nebengebäude versteckten sich hinter der offiziellen Front, und es war auch noch genügend Gelände geblieben, um Gemüse und anderes anzubauen. Man war Selbstversorger.

Die Sonne war tiefer gesunken. Sie hatte ihre Farbe gewechselt, die Strahlen lagen weich und leicht rötlich schimmernd auf dem kleinen Ort und verloren sich irgendwann.

Bloch drehte sich. Er wollte jetzt in die hügelige Weite des Landes hineinschauen und sah auch die mächtige Felswand im Süden.

In dieser Gegend, die wahrscheinlich schon vor Millionen von Jahren entstanden war, weil Vulkane ihre Lava in die Höhe geschleudert hatten, wuchs kaum etwas. Da wirkte die Erde verbrannt, schmutzig, aschig. Kaum jemand verlor sich in diese Gegend, vielleicht auch deshalb, weil das gewaltige Felsmassiv ein Geheimnis barg. Ein schmaler Spalt führte tief hinein in die mächtigen Felsen und endete an einem Ort, wo ein silbernes Skelett in einem Steinsarg lag, in der sogenannten Kathedrale der Angst. Der Abbé blieb sehr lange auf dem Fleck stehen und beobachtete, während sich seine Gedanken noch immer um das ungewöhnliche Gefühl drehten, das ihn schon seit Stunden überkommen hatte.

War dieser Tag normal gewesen?

Ja, er war es.

Aber er war noch nicht an seinem Ende angelangt. Noch lagen einige Stunden vor ihm, bevor die Tageswende eintrat.

Alet-les-Bains war nicht tot. Der Abbé sah die Bewohner auf den Straßen und kleinen Plätzen. Jugendliche und Ältere, die sich in Gruppen zusammengefunden hatten, sich unterhielten, ihren Wein oder ihr Bier tranken und einfach nur den auslaufenden Tag und den frühen Abend genossen.

Alles normal, alles harmlos. Dennoch seufzte der Abbé. Er würde es nicht unterschreiben.

Es brachte auch nichts, wenn er hier noch länger stehenblieb. Entdeckt hatte er nichts, und so machte er sich wieder auf den Rückweg. Von der Stille in die Stille, denn im Haus blieb die Ruhe. Er erreichte das Dachgeschoß, wo sich die technische Zentrale befand, die Tag und Nacht von zwei Leuten besetzt war.

Der Abbé klopfte an, bevor er die Zentrale betrat. Auch jetzt saßen zwei Männer dort, und ihre Haltungen zeigten Respekt, als sie sahen, wer sie da besuchte.

Bloch schloß die Tür und lächelte. Seine Blicke wanderten blitzschnell über die Monitore hinweg, sie erfaßten das Fax und einen Rechner. Auf den Bildschirmen zeigte sich eine gewisse Leere. Sie waren nur von einem geheimnisvollen Fluoreszieren erfüllt, als wären winzige Geister dabei, sich immer wieder zuckend zu bewegen.

»Es ist alles in Ordnung?« fragte er.

»Ja, Abbé.«

»Das ist gut.«

Der zweite Mann stellte noch eine Frage: »Sollte denn etwas nicht in Ordnung sein?«

Bloch wollte seine Freunde nicht beunruhigen. Er hob beide Hände. »So habe ich das nicht gemeint. Ich wollte mich nur noch einmal umschauen und einen Blick ins Haus werfen.«

»Wir werden die Augen offenhalten, Abbé.«

»Das ist gut.« Er nickte ihnen zum Abschied zu und zog sich wieder zurück.

Es war ein normaler Tag gewesen, dem auch ein normaler Abend gefolgt war. Trotzdem lag etwas in der Luft, das ihn hatte leicht nervös werden lassen.

Während er langsam die Stufen der Treppe hinabging, dachte Bloch daran, es noch einmal mit dem Würfel zu probieren. Es konnte sein, daß sich gewisse Dinge verändert hatten. Vielleicht war die Zeit reifer geworden, vielleicht auch nicht. Er würde es herausfinden.

Der Abbé bewohnte zwei Räume, die nebeneinander lagen. Sein Arbeitszimmer auf der einen und der Wohn- sowie Schlafraum auf der anderen Seite. Von letzterem führte eine Tür in ein kleines Bad, das ihm zur Verfügung stand.

Er ging direkt auf die Tür seines Arbeitszimmers zu und war noch etwas mehr als drei Schritte von ihr entfernt, als er das Geräusch hörte. Der Abbé blieb stehen. Er glaubte an einen Irrtum. Er runzelte die Stirn, überlegte, lauschte, horchte in sich hinein, dann in die nähere Umgebung, die er auch mit seinen Augen untersuchte, doch von dort war das Geräusch nicht gekommen.

Es hatte einen anderen Ursprung.

Und der lag in seinem Zimmer.

Er wollte gehen, als es noch einmal aufklang, und diesmal hörte er es deutlicher.

Eine Mischung aus Wimmern und leisem Stöhnen…

Für den Abbé gab es kein Halten mehr. Er riß noch in der nächsten Sekunde die Tür auf, betrat sein Zimmer, schaute nach links, wo der Knochenstuhl stand - und er erstarrte.

Der Stuhl war besetzt!

***

Bloch konnte es kaum glauben. Für einen Moment tat er nichts, die Überraschung hatte ihn gelähmt.

Er schaute einzig und allein auf den Stuhl, wo jemand mehr lag, als daß er saß, und Bloch dachte daran, daß der Knochensessel auch so etwas wie ein magischer Ort war, der mit anderen Reichen in Verbindung stand.

Der Mann, der dort mehr lag als saß, war ihm fremd. Von seinem Gesicht war nicht viel zu sehen, weil Haare und ein dichter Bart es fast vollständig zudeckten. Die Kleidung war so schmutzig, als hätte er sich mit ihr länger im Dreck gewälzt. Das war für den Abbé Nebensache. Bei ihm zählte einzig und allein der Mensch, und bei diesem Fremden hier die Wunde oder die Verletzung im Körper, aus der das Blut rann und schon auf der Kleidung einen dunklen, feuchten Fleck hinterlassen hatte.

Der Verletzte hielt die Augen offen, aber sein Blick war trübe und flackernd geworden. Er schaute den Abbé an, der vor ihm stehenblieb und auf die Verletzung starrte. Er hatte es gewußt, er hatte genau gewußt, daß etwas passieren würde. Aber er hatte nicht voraussehen können, daß plötzlich ein verletzter Mensch den Platz im Sessel eingenommen hatte, als wäre er vom Himmel gefallen.

»Ich werde Ihnen einen Sanitäter oder Arzt holen, der sich um Ihre Wunde kümmert. Sie sieht ja schlimm aus. Woher stammt sie?«

»Keinen Arzt!« keuchte der Mann.

»Warum nicht? Es drängt.«

»Ich muß Ihnen etwas sagen.«

»Später.«

»Nein, jetzt!« Der Mann hatte die beiden Worte geschrieen, was sicherlich anstrengend für ihn gewesen war, und Bloch gab schließlich nach, auch wenn ihn dabei ein schlechtes Gewissen quälte.

Als der Verletzte atmete, hörte es sich an, als wollte er versuchen, einen Pfiff auszustoßen. »Ich komme aus der alten Kapelle - südlich von Carcassonne. Aber da komm- ich auch nicht direkt her, wenn Sie verstehen. Ich bin in der Vergangenheit gelandet. Ich habe Tote gesehen, Kriege erlebt -Katharer gegen die Soldaten aus dem Norden. Da war ein Mann, ein Ritter. Auch schon in der Kapelle. Er hat mich in die Vergangenheit geholt. Er hat mir die Botschaft gesagt…« Sven Hansen mußte husten. Zum Glück spuckte er kein Blut.

»Einen Mann?« fragte er.

»Ja, und ein Gespenst. Es war bei ihm. Ich war in der Vergangenheit. Einen Namen haben hat - hat er auch. Ich soll ihn übermitteln. Ich soll ein Bote sein für - für - St. Clair…«

Der Abbé erstarrte. Für einen winzigen Augenblick kam er sich vor, als wäre er aus dem Sessel weggetragen worden. Er mußte sich erst räuspern, bevor er eine Frage stellen konnte. »Wirklich St. Clair, oder hat es anders gelautet?«

»Nein, nein, wie ich es sagte. Ich bin mit ihm in einem Ort gewesen. Ich kenne auch den Namen. Alet-les-Bains…«

»Da sind Sie jetzt!« flüsterte Bloch.

»Kann sein, aber auch damals. Ich soll es Ihnen nur sagen. St. Clair, er lebt in zwei Zeiten, glaube ich. Er sieht aus wie ein Ritter. Er sitzt auf einem Falben. Er hat ein Schwert. Es gibt auch ein Gespenst, das ihn begleitet und…« Die Stimme des Verletzten war in den letzten Sekunden schwächer und schwächer geworden, bis sie schließlich völlig verstummt war. Nur mehr ein keuchender Atem drang aus seinem Mund, der sich auch auflöste, und der Mann plötzlich nach einem kurzen Ruck zusammensackte. Er wäre vom Knochensessel auf den Boden gerutscht, hätte ihn Bloch nicht festgehalten.

Behutsam legte ihn der Abbé vor dem Knochensessel auf den Boden.

Wenig später erwachte er zu einer fieberhaften Aktivität. Er wußte genau, wie es jetzt weitergehen würde. Unter den Templer-Brüdern befand sich kein Arzt, doch ein Sanitäter konnte Erste Hilfe leisten. Er wurde von Bloch nicht gehört, denn er telefonierte bereits mit dem Arzt.

Der Mann versprach ihm, so rasch wie möglich zu kommen, und Bloch war beruhigt.

Der Sanitäter hatte seinen Erste-Hilfe-Kasten mitgebracht. Er wollte zunächst das Bluten stoppen.

Zwei weitere Templer betraten den Raum. Sie brachten eine Trage mit, auf die der Verletzte aber noch nicht gelegt wurde, weil erst die Ankunft des Arztes abgewartet werden mußte. Er würde mit einem Krankenwagen kommen. Entweder wurde der Mann in ein Krankenhaus geschafft, oder er blieb in der Praxis des Doktors, denn es gab dort einige Räume, die als Stationen für Kranke und Verletzte dienten.

Der Mann öffnete die Augen. Er sah das fremde Gesicht des Sanitäters über sich, doch er registrierte -es kaum. In dieser kurzen Wachphase verspürte er einfach das Bedürfnis, seinen Namen zu sagen, und auch der Abbé verstand ihn.

»Ich bin Sven Hansen…«

»Schon gut«, sagte Bloch. »Sie dürfen jetzt nicht mehr reden.«

»Will auch nicht…«

Der Sanitäter richtete sich auf. Er schaute auf den leichten Verband, der die Wunde bedeckte. »Mehr konnte ich nicht tun, Abbé.« Dann schüttelte er den Kopf. »Wer hat ihm die Wunde zugefügt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sieht mir nach einer Stichwaffe aus.«

»Ja, das ist möglich.« Eine weitere Antwort gab Bloch nicht, außerdem waren nahe des Hauses Sirenenklänge zu hören. Der Arzt kam direkt mit dem Krankenwagen. Einen Helfer brachte er auch mit. Es war sein Sohn, der gleichzeitig auch den Krankenwagen fuhr.

Die Templer schufen Platz, um den Arzt an den Verletzten herankommen zu lassen. Schon nach einer ersten flüchtigen Untersuchung schüttelte der Mann den Kopf. »Ich werde ihn in meine Praxis mitnehmen.«

»Tun Sie das«, sagte Bloch.

Der Arzt wies die beiden Templer an, den Verletzten so behutsam wie möglich auf die Trage zu legen. Sie taten es, und auch der Abbé ging mit nach draußen, vorbei an seinen Brüdern, die aus ihren Zimmern gekommen waren, aufgeschreckt durch das Jaulen der Sirene, und sie standen wie die Zinnfiguren im Flur Spalier.

Auch vor dem Haus hatten sich Neugierige versammelt. Sie alle schauten zu, wie der Verletzte auf der Trage in den Wagen geschoben

wurde. Der Arzt kletterte zu ihm, schloß die Türen. Seine sorgenvolle Miene fiel auf.

Dann fuhr der Sohn los. Nachdenklich schaute der Abbé dem davonfahrenden Wagen nach. Er wußte, daß seine Brüder zahlreiche, auch berechtigte Fragen hatten, aber er wollte sie jetzt nicht beantworten. »Wir werden uns später versammeln«, erklärte er ihnen. »Ich bitte um euer Verständnis.«

Es gab keinen Widerspruch. Allein betrat der Abbé sein Haus und ging in sein Arbeitszimmer. Die Tür schloß er ab.

Jedes Wort des Verletzten hatte er behalten. Natürlich stand ein Name im Vordergrund.

St. Clair!

Er hatte ihn französisch ausgesprochen und nicht englisch, aber der Abbé wußte genau, wer gemeint war. John Sinclair, einer seiner besten Freunde.

Hier braute sich etwas zusammen, von dem er leider zu wenig wußte. Aber John mußte informiert werden, auch wenn sein Name anders geklungen hatte. Nicht nur der Abbé wußte, daß die Vorfahren der Sinclairs aus Frankreich gekommen waren. Sie mußten ausgewandert oder sogar geflohen sein und hatten dann hoch im Norden, in Schottland, eine neue Heimat gefunden. So und nicht anders war es gewesen, aber oft reichten die Wurzeln bis weit hinein in die Zukunft, und gerade bei einem Sinclair war dies keine Seltenheit.

Der Abbé nahm wieder hinter seinem Tisch Platz, auf dem auch ein Telefon stand.

John Sinclair war es gewohnt, überraschende Anrufe zu bekommen, und der Abbé konnte nur hoffen, daß er ihn auch antraf und John nicht in einer anderen Sache unterwegs war.

Er war sehr ruhig, als er die Nummer eintippte und den Knochensessel dabei nicht aus den Augen ließ…

***

Alles hatte sich radikal verändert. Das Schicksal hatte mir einen verfluchten Streich gespielt. Ich saß da wie ein Häufchen Elend, schüttelte den Kopf, hob die Schultern, wobei mich Shao und Suko anschauten, ich aber ihre Blicke nicht sehen wollte. Nur kein Bedauern, nur kein Mitleid. Es war sowieso schlimm genug.

Fast jedes Wort hatte ich behalten, was mir der Abbé berichtet hatte, aber ich hatte mich einfach nicht entscheiden können. Ich mußte hin, das stand fest. Es ging um mich, um mein Schicksal, um das Schicksal, des Namens, aber auf der anderen Seite durfte ich auch meinen Vater nicht vergessen, der in großen Schwierigkeiten steckte.

Ich hob langsam den Kopf. Erst mußte ich, mich räuspern, dann

konnte ich sprechen. »Was soll ich tun?«

Auch meine Freunde waren blaß geworden. Sie quälten sich, das war ihnen anzusehen, aber sie konnten mir keinen Ratschlag geben.

»Du mußt es wissen, John«, sagte Shao.

»Und was ist wichtiger?«

»Ich kann es nicht sagen. Es geht auch um deinen Vater.«

»Ja, sehr dringend sogar.«

»Dann solltest du es dabei belassen.«

»Und die Sache in Alet-les-Bains?«

»Schiebst du vor dir her.«

»Das kommt nicht in Frage!« mischte sich Suko ein. »Auf keinen Fall kann er das. Natürlich kann er es, aber es gibt da eine Möglichkeit, John, und so werden wir es auch durchziehen.«

»Was meinst du damit?«

»Es ist ganz einfach. Du wirst nach Schottland fliegen, und ich mache mich auf die Reise nach Alet-les-Bains.«

Zuerst begriff ich nicht. »Du?«

»Ja, warum nicht?«

»Es ist nicht dein Problem. Mein Name wurde genannt, Suko.«

»Ich weiß es. Aber du solltest mich so gut kennen, daß ich manchmal so handeln kann wie du.«

»Ich weiß nicht, ob man dich akzeptieren wird.«

»Das wird sich herausstellen, John. Außerdem steht mir der Abbé zur Seite.«

Ich überlegte. Mir fiel ein Einwand ein. »Ist das nicht feige, wenn ich jetzt kneife?«

»Ist es nicht auch feige, deinem Vater gegenüber, wenn du nichts unternimmst?«

»Ja, das stimmt schon…«

»Eben, John, und deshalb sollten wir dabei bleiben, was wir gerade besprochen haben.«

Ich schüttelte den Kopf, weil ich noch immer nicht davon überzeugt war. »Es paßt mir nicht.«

»Es muß dir passen, John! Ob du es willst oder nicht, verdammt noch mal!«

»Ja, ich weiß!« knirschte ich.

»Hast du dich entschieden?«

Ich nickte.

»Und wie?«

»Ich werde an meinem Plan festhalten und nach Schottland fahren.. Du kannst dich morgen auf den Weg nach Alet-les-Bains machen.« Ich deutete auf das Telefon. »Ruf den Abbé an. Ich möchte es nicht…«

»Das geht in Ordnung, John.«

***

Schottland - Lauder. Eine kleine Stadt im Süden und auch in den Bergen liegend. In der Küche eines Hauses saßen sich zwei Männer gegenüber und starrten von verschiedenen Seiten auf ein Schachbrett.

Einer der beiden - Horace F. Sinclair - lächelte. Der andere, Sergeant McDuff, schwitzte ein wenig, schabte immer wieder mit dem Daumen über seinen Nacken, knurrte manchmal oder schüttelte in einer gespielten Verzweiflung den Kopf.

»Was hast du?«

»Nichts, Horace, gar nichts.«

Sinclair lächelte. »Oder siehst du keinen Ausweg mehr?«

»So ähnlich.«

»Dann gib auf.«

McDuff hob langsam den Kopf. Er nickte seinem Gegenüber zu. »Ja, Horace, ich befürchte, daß ich aufgeben muß.«

»Schachmatt?«

»So ist es, du hast gewonnen.«

»Danke.«

McDuff drohte mit dem Zeigefinger. »Ich werde mir sehr bald eine Revanche holen.« Er stand auf und zupfte seine Uniform zurecht, während Sinclair die Figuren in den dafür vorgesehenen Holzkasten legte, das Schachbrett zusammenklappte und es in dem Kasten verstaute.

»Willst du gehen, McDuff?«

»Ja, aber es wird nur ein kleiner Rundgang sein.«

Sinclair lächelte spöttisch. »Und du läßt mich wirklich allein mit meiner Frau zurück?«

»Warum nicht?«

»Bitte, Sergeant, tu doch nicht so. Das darf einfach nicht wahr sein. Du bist doch gekommen, um mich zu bewachen.«

»Wer hat das denn gesagt?«

»Keiner.«

»Dann kannst du es auch nicht behaupten.«

»So etwas spürt man, mein Lieber. Ich habe dafür ein sehr gutes Feeling, glaub es mir.«

McDuff beugte sich über den Tisch. »Es ist mir egal, was du hast, ich werde verschwinden.«

»Und wiederkommen.«

»Mal sehen.«

»Für eine Revanche?«

»Das kann ich dir noch nicht versprechen.«

»Dann viel Spaß.«

»Danke, dir auch.« McDuff verließ die Küche, und Sinclair blieb allein zurück.

Er ärgerte sich, aber er konnte nichts daran ändern. Er wußte, daß

etwas geschehen war, nur kam er damit nicht zurecht. Fremde Kräfte waren am Werk gewesen, vor denen er sich natürlich fürchtete, was er aber nicht zugeben würde, auch nicht vor seiner Frau.

Sie stand bei McDuff an der Haustür. Beide sprachen miteinander, Sinclair konnte nicht hören, was sie sagten. Wahrscheinlich drehte sich das Gespräch um ihn.

Er konnte es nicht ändern. Die Dinge waren ins Rollen gekommen, und es gab wohl keinen, der sie nicht lieber gestoppt hätte als er selbst. Er redete nur nicht gern darüber, obwohl ihn die Gedanken daran nicht losließen.

Als Mary die Küche betrat, saß ihr Mann schweigend und in Gedanken versunken am Tisch. Er schaute auf seine Hände, die er zusammengelegt hatte.

»Wie geht es dir?« fragte sie. »Warum willst du das wissen?«

»Ich mache mir Sorgen.«

»Bin ich ein Kind?«

Mary lächelte. »Nein, das bist du nicht. Dann aber würde ich mir keine so großen Sorgen um dich machen, Horace. Was du erlebt hast, das ist schlimm, das kann man mit irgendwelchen kindlichen Dingen nicht vergleichen. Du weißt das.«

»Leider.«

»Aber du hast keine Lösung gefunden?«

»Nein, habe ich nicht.« Er atmete und seufzte dabei. »Ich habe keine Ahnung. Es hat mich plötzlich erwischt. Es ist einfach über mich gekommen, und ich konnte mich nicht dagegen wehren. Der Blackout, Mary, hat mich voll erwischt. Ich weiß selbst, was ich dir angetan habe. Ich möchte es ungeschehen machen, aber ich kann es nicht. Und ich fürchte mich davor, daß es zurückkehren kann.«

»John wird morgen hier sein.«

»Morgen, Mary, du sagst es. Aber ich habe bereits einen Schritt weitergedacht. Ich fürchte, daß morgen schon zu spät sein wird.«

»Meinst du das wirklich?«

»Ich befürchte es fast.«

Die Augen der Frau bekamen einen ängstlichen Glanz. »Wieso befürchtest du das? Gibt es irgendwelche Hinweise darauf?« Sie schaute Horace sehr genau an, als könnte sie schon jetzt Spuren bei ihm ablesen, aber da war nichts. Ihr Mann saß völlig normal vor ihr, nur sein Gesicht zeigte einen gequälten Ausdruck.

»Ich überlege. Ich überlege und komme nicht zurecht. Ich bin nur zu dem Resultat gelangt, daß mich, daß vielleicht uns ein Fluch erwischt hat.«

»Ein Fluch?« wiederholte sie murmelnd. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Wir haben doch nichts getan, um Himmels willen!«

»Nein, wir nicht.«

»Wer dann? John - unser Sohn?« Sinclair hob die Schultern. »Genau kann ich es dir auch nicht sagen, Mary.«

»Aber du rechnest damit?«

»Nein, nein. Ich denke eher an diese Geraldine Sinclair, von der John berichtet hat. Und dabei gehe ich noch einen Schritt weiter, denn es ist der Name Sinclair, der keinen guten Klang hat.«

»Bitte, Horace«, sagte Mary beinahe voller Flehen. »Das ist vorbei und vergessen. So etwas hat es in der Vergangenheit gegeben, aber doch nicht in dieser Zeit.«

»Vergangenheit?« murmelte er. »Manchmal ist die Vergangenheit nicht tot. Da lebt sie und holt einen Menschen ein. Das ist bei mir der Fall gewesen, davon kannst du mich nicht abbringen.«

Mary nickte, »Gut, nehmen wir mal an, du hast recht. Was willst du dann tun?«

»Nichts. Ich kann nichts tun. Ich muß es einfach hinnehmen, Mary, so leid es mir tut.«

»Deshalb werde ich dich nicht aus den Augen lassen.«

Sinclair nickte. »Es ist vielleicht besser so, Mary. Aber laß uns von etwas anderem reden. Ich habe Durst und würde gern eine Flasche Bier trinken.«

»Im Keller ist noch…«

»Gut, dann hole ich mir eine Flasche.«

»Nein, nein, Horace, das mache ich schon. Du bleibst hier in der Küche sitzen.«

Er lächelte sie spöttisch an. »Meinst du, daß ich nicht allein in den Keller gehen kann?«

»Ich hole die Flasche«, sagte Mary und verließ die Küche.

Kaum war Mary verschwunden, als sich Horace F. Sinclair aufrichtete. Ruckartig, schnell, und dabei drang ein Knurren aus seinem Mund. Es wurde von einem zischenden Laut abgelöst, als hätte ihn ein Tier ausgestoßen. Er starrte zum Fenster: Die Dunkelheit lag bereits über dem Land, doch es herrschte Vollmond, so daß Horace F. Sinclair den dunkleren Schatten genau sehen konnte, der sich hinter der Scheibe aufhielt.

Er wartete auf ihn, und der Mann wußte es.

Noch als McDuff bei ihm saß, hatte er den plötzlichen Ansturm in seinem Kopf gespürt. Es war wie eine Botschaft gewesen, ein erstes Zeichen, sich bereit zu halten. Es war für den ehemaligen Anwalt nicht einfach gewesen, sich zu beherrschen, aber er hatte es letztendlich geschafft. Doch jetzt war die Zeit reif.

Er konnte nicht mehr anders.

Gebückt blieb er stehen und starrte die Tischplatte an. Sinclair atmete schwer. Den Mund hielt er weit offen, Speichel floß hervor und tropfte auf den Tisch. Er hob den Kopf an, schaute in die Küche, aber

er sah eigentlich nicht das, was ihm seine Augen boten. Der Blick wirkte so, als glitte er durch Wände und Türen hindurch, um in der Ferne einen Fixpunkt zu finden. Er mußte ihm folgen.

Es gab da ein straff gespanntes Band, das nicht sichtbar war, an dem er aber trotzdem hing. Und er würde diesem Band folgen.

Etwas Störte ihn. Es drang in seine Gedankenwelt. Es waren Tritte. Er warf einen raschen Blick zum Fenster, wo sich die schwarze Masse noch immer zeigte, dann schaute er auf die Tür, die sich genau in diesem Moment öffnete.

Mary Sinclair betrat den Raum. Mit der rechten Hand umfaßte sie den Griff eines Korbs, aus dem die Hälse mehrerer Flaschen schauten. Nicht nur Bier, sondern auch Saft und Wein.

»So, Horace, ich bin wieder…« In diesem Augenblick erkannte Mary, was mit ihrem Mann geschehen war. Er stand hinter dem Tisch, hatte sich hoch aufgerichtet, den Kopf, etwas angehoben, damit er zur Tür blicken konnte.

»Mein Gott, Horace!«

Sinclair bewegte sich rasch. Mit gleitenden Schritten verließ er seinen Platz, um auf die Frau zuzugehen. Mary Sinclair erfaßte erst jetzt, was mit Horace geschehen war, und sie konnte den mit Flaschen gefüllten Korb nicht mehr halten.

Der Griff war durch den Schweiß glatt geworden, er rutschte an ihrer Hand entlang, die sich langsam öffnete. Das Gewicht zog den Korb nach unten.

Er landete auf dem Boden.

Die Flaschen klirrten gegeneinander. Ob einige von ihnen zerbrachen oder nicht, das war Mary egal.

Sie starrte einzig und allein auf ihren Mann, der sich wieder so schrecklich im Gesicht verändert hatte, denn diesen Ausdruck kannte sie. Sie hatte ihn zwischen seinen würgebereiten Händen gesehen, und die plötzliche Angst war wie eine wahnsinnige Flamme, die sie erwischte.

»Horace…!« keuchte sie.

»Weg, weg, verdammt! Geh mir aus dem Weg! Ich will dich nicht sehen!«

»Nein, Horace, du bleibst!«

Er ging noch einen Schritt vor. Dann noch einen. Und plötzlich war er nahe genug, zu nahe, als daß Mary seinen Armen noch hätte ausweichen können.

Das wußte Horace, und er griff blitzartig zu. Wie harte Eisenklammern legten sich die Hände um die Schultern der Frau, die er herumdrehte. Willenlos ließ sie sich zurückschieben, quer durch die Küche. Dort auf eine Wand zu. Es war die Schrankwand, hinter der sich Lebensmittel befanden.

Horace F. Sinclair löste die rechte Hand von der Schulter seiner Frau. Dann schlug er zu.

Es klatschte, als er die Wange seiner Frau traf. Mary sank zusammen, wurde aber von der anderen Hand gehalten und schrie nicht einmal. Sinclair riß die rechte Tür auf.

Der Spalt war groß genug, um den Körper seiner Frau hineindrücken zu können.

Das brachte er blitzschnell hinter sich, und er drückte Mary noch in die Knie. Dann schloß er die Tür wieder, zog den Schlüssel ab und warf ihn weg.

Erledigt. Keine Probleme mehr. Und würde jemand auftauchen, würde er ihn zur Seite räumen.

Er zog eine Schublade auf und holte ein breitklingiges Küchenmesser hervor.

Wenig später stand er vor seinem Waffenschrank. Er konnte unter mehreren Gewehren wählen und entschied sich für eine moderne Jagdflinte mit Zielsucher.

So bewaffnet näherte er sich der Tür und verließ das Haus.

Auf ihn warteten die Nacht und die andere Kraft…

ENDE des ersten Teils